

Erinnerungen an Carl Gustav Jung

Autor(en): Gustav Steiner
Quelle: Basler Stadtbuch
Jahr: 1965

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/a7269435-1acc-4ad3-a100-7a7f3706842a>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Erinnerungen an Carl Gustav Jung

Zur Entstehung der Autobiographie

Von Gustav Steiner

I

Im Sommer des Jahres 1956, also ein Jahr nach seinem 80. Geburtstag, wurde Carl Gustav Jung von seinen nächsten Freunden ernsthaft bedrängt, daß er seine Biographie verfasse. Der Verleger Kurt Wolff legte großen Wert darauf, daß der berühmte Psychiater persönlich zur Feder greife. Diese Autobiographie sollte im Pantheon-Verlag New York erscheinen. Aber derjenige, auf den es ankam, nämlich Jung selbst, verhielt sich ablehnend. Seine Abneigung, «sich und sein Leben vor der Welt darzustellen», war stärker als der Wunsch der Freunde.

Der Plan wurde jedoch nicht völlig aufgegeben. Es wurde beschlossen, das Amt der Biographin seiner Mitarbeiterin Jaffé zu übertragen. Diese war in Berlin aufgewachsen und war als Emigrantin in der Hitlerzeit noch vor dem Ausbruch des Krieges nach Zürich gekommen. Sie hatte Jung kennengelernt, sich in sein Schaffen und Wirken eingelebt und sich durch selbständige wissenschaftliche Arbeiten ausgewiesen. Sie wurde seine Privatsekretärin. Ihre Aufgabe zur Gestaltung der Biographie bestand nun lediglich darin, Fragen an Jung zu richten und seine Antworten zu notieren. Aus Stichwörtern oder auf Grund eines zusammenhängenden Diktates stellte sie den Text her, der dann von Jung gelesen und redigiert wurde. Dieser reservierte für diese Fragestunde einen einzigen Nachmittag in der Woche. Er erzählte ihr — am Anfang sehr zurückhaltend — von seinen Träumen, seinen Gedanken, seinen Erlebnissen. Mit der Arbeit wurde im Frühjahr 1957 begonnen. Man gewinnt den Eindruck, daß sie nur langsam vor sich ging. Die «altersbedingte Ermüdbarkeit» erschwerte den Fortgang. Dem «Unternehmen Jaffé»,

wie er diesen biographischen Versuch nannte, setzte Jung offenbar einen innern Widerstand entgegen. Jedenfalls fehlte der schöpferische Wille. Plötzlich aber, so berichtet uns die Herausgeberin, führte seine positive Einstellung «zu einem entscheidenden Schritt». Das war Ende 1957. «Eines Morgens», so erzählt sie, «empfing er mich mit der Mitteilung, er wolle selber über seine Kindheit schreiben, von der er mir bereits vieles, aber nicht alles berichtet hatte». Sie fährt fort: «Der Entschluß war ebenso erfreulich wie unerwartet . . .» Jung verfaßte nun tatsächlich die drei Kapitel, die von seiner Kindheit und Jugend handeln und mit der Vollendung seines medizinischen Studiums abschließen. *Diese drei Kapitel bilden seine eigentliche Autobiographie.* Sie sind in Inhalt, in Bekenntnis und Formulierung, in ihrem Stil des Aufbaus und des Ausdrucks sein persönliches Werk. Sie sind das *corps de logis*, der wichtigste biographische Teil des von Aniela Jaffé herausgegebenen Erinnerungsbuches.

Wieso dieser völlig unerwartete Entschluß zu selbständiger Gestaltung seiner Lebensgeschichte? Wieso dieser Ausbruch aus dem Laufgitter in die Freiheit, — Freiheit der Rückerinnerung, der Phantasie, der durch und durch eigenständigen und eigenwilligen Ausdruckform? Was hat ihn — soweit sich dies überhaupt nachweisen läßt — zu diesem unerwarteten Entschluß bewegt, zu dieser plötzlichen Entscheidung, nun doch sein Leben zu erzählen, sein «inneres Leben», sein Werden, sein Träumen, sein eigenstes Sein? Darauf wollen wir im Rahmen des uns Möglichen antworten.

Von der Entstehung dieses autobiographischen Fragmentes und von den Grundgedanken, von denen sich Jung leiten ließ, soll in einem ersten Teil unserer Ausführungen gesprochen werden. Der zweite, ebenfalls in sich geschlossene Teil, ist eine dokumentarische Ergänzung zu dem von ihm verfaßten Kapitel über seine Studienzeit. Was er selber, rückblickend auf jene Jahre, in freudiger Bewegung, aber nur summarisch, ohne in Einzelheiten einzugehen, registriert, die geistige Lebhaftigkeit im Zofingerverein, die «angeregtesten Gespräche, namentlich über psychologische und theologische Fragen»: das wird zu neuem Leben erweckt durch die protokollarischen

Einträge, zu denen ich seinerzeit, ein Semester lang, auch einen Beitrag geleistet habe. Sie bilden den *Grundstock des zweiten Teiles* unserer Ausführungen, während *das programmatische Schreiben, das Jung an mich gerichtet hat, im Mittelpunkt des ersten Teiles* steht.

Der Leser, der eine abgerundete, einheitliche Darstellung erwartet, wird enttäuscht. Es kann nie und nimmer meine Absicht sein, auf Grund der Erinnerung an den Mitzofinger das Porträt dieses eigenwüchsigen, eigenartigen und gescheiterten Menschen zu zeichnen oder mir gar ein Urteil über seine Gedanken und Träume, über seine Forschung anzumaßen. Dagegen ist es möglich, durch die Wiedergabe des Briefes im ersten und durch die Ausschnitte aus den Protokollen im zweiten Teil dem Leser wertvolle Eindrücke zu vermitteln.

Wird die Jungsche Lebensschilderung konfrontiert mit den Protokollen, dann geschieht es nicht, um die Glaubwürdigkeit seiner Darstellung zu überprüfen, sondern um einen unschätzbaren Beitrag zur Erkenntnis seiner menschlichen und geistigen Wesensart zu leisten. Es gibt, außer seiner eigenen, keine Schilderung, die uns antwortet auf die Frage, auf welchem Wege Jung zur Psychiatrie gekommen ist. Anfänge und Voraussetzungen dieser seiner Entwicklung werden nun aber bloßgelegt in den Protokollen. Keine Lebensschicht — ein Ausdruck, den er selber gebraucht — wird uns so sachlich und zuverlässig und ohne die geringste Tendenz aufgedeckt wie die Lebensschicht seiner Studienjahre. Das ist, biographisch und wissenschaftlich betrachtet, das Wertvollste, das uns nun durch den Auszug aus den Protokollen im zweiten Teil unserer Betrachtungen angeboten wird.

Wollte man die Autobiographie mit den Protokollen vergleichen, dann würde der Vergleich, ohne den Wert der Protokolle zu mindern, fast immer zu seinem Vorteil ausschlagen, auch wenn er der Versuchung nicht völlig entgehen konnte, zugunsten der gedanklichen oder künstlerischen Linie das Schicksal zu korrigieren. Im übrigen muß gesagt werden, daß die Gefahren, denen ein Biograph ausgesetzt ist, viel größer sind als diejenigen, die dem Autobiographen Schwierigkeiten bereiten.

Die beiden Teile unserer Ausführungen werden zusammengehalten durch die Grundgedanken, die Jung in seinem Brief entwickelte. Meine Absicht bestand ursprünglich darin, ganz einfach unsern Lesern dieses Dokument mitzuteilen. Als aber das Erinnerungsbuch erschienen war und ich mich in das von Aniela Jaffé verfaßte, recht unzulängliche Vorwort versenkte, drängte sich mir, wie eine unabweisbare Verpflichtung, die Notwendigkeit auf, die Bedeutung von Jungs Brief für die Richtlinien seiner Autobiographie zu überprüfen. Im Vorwort Jaffés fehlen leider gewisse Angaben. Der sog. Abdruck des an mich gerichteten Briefes war übrigens übereilt und ist textlich unzuverlässig. Aus dieser Verpflichtung, die Dinge zurechtzurücken, entstand der erste Teil meiner Ausführungen.

Dem ersten folgte ein zweiter Schritt. Das Bestreben Jungs, sich zu objektivieren, brachte mich nach der Lektüre seiner selbstverfaßten Jugendgeschichte auf den Gedanken, ihn so, wie er, gewissermaßen in der größtmöglichen Objektivität, in den Protokollen festgehalten ist, in Erscheinung treten zu lassen. In der Autobiographie schreibt er über sich und sein inneres Erleben so, wie *er will*, daß er von uns gesehen werde. Das ist sein gutes Recht. So, wie er sein Schicksal sieht und auslegt, so wie er sich versteht, sollen auch wir ihn verstehen. In unserm zweiten Teil aber tritt Jung, wenn auch nur skizzenhaft, so in Erscheinung, wie *wir* Zofinger ihn gesehen, gehört und verstanden haben. Wer wollte behaupten, daß nur die eine Sicht richtig sei? In seinen Aufzeichnungen behauptet Jung, die Berufswahl sei ihm schwer gefallen. Im Aufsatz, den Albert Oeri zum 60. Geburtstag seines Freundes verfaßt hat, lesen wir: Jung habe seines Wissens nie an ein anderes Studium gedacht als an das medizinische. Und vom Übergang zur Psychiatrie: «Jung hatte eben einfach seinen providentiellen Weg gefunden.» Beide Auffassungen sind richtig. In scheinbaren Widersprüchen liegt nicht zuletzt der Reiz der verschiedenen Sicht.

Unsere gemeinschaftlichen Beziehungen gehen auf die Zofingerzeit zurück. Er war im Jahre 1895 Mitglied der Zo-



zingia geworden. Zwei Jahre später wurde ich ebenfalls in diese Studentenverbindung aufgenommen, und obschon wir verschiedenen Fakultäten angehörten, schlossen wir uns zeitweise eng aneinander an, da er mein Interesse für die Probleme, die ihn damals beschäftigten, zu wecken wußte. Er führte mich in die Gedankenwelt des Okkultismus ein, und wenn wir in Fragen der Weltanschauung auch nicht dieselben Wege einschlugen und wir es auch an temperamentvollen Auseinandersetzungen gelegentlich nicht fehlen ließen, imponierte mir doch stets seine geistige Überlegenheit, auch wenn sie mit ihren absichtlich aggressiven Formen und exklusiven Ansprüchen meine Empfindlichkeit nicht selten verletzte. Wir genossen die Freuden und Freundschaften des studentischen Lebens und waren eifrig dabei, wenn Referate vorgetragen und diskutiert wurden. Sein Medizinstudium absolvierte er ausschließlich in Basel; er verließ dann die Rheinstadt. Unsere Wege gingen auseinander, aber seine Werke sorgten dafür, daß ich ihn nie aus den Augen verlor. Ich ließ auch gelegentlich einen jener Grüße an ihn übermitteln, die gewöhnlich nicht ausgerichtet werden.

Als er seinen 80. Geburtstag feiern konnte, stand er auf der Höhe seines Ruhmes. Er wurde bewundert als einer der Pioniere der Tiefenpsychologie, als einer der Großen im Reich der psychologischen Forschung und der modernen Geistesgeschichte. Ich mußte damals unwillkürlich an die Semester zurückdenken, in denen er in der Zofingia mit Überzeugung und Begeisterung seine Gedankengänge entwickelt hatte, an eine Zeit, in der für uns, die Anfänger im Studium, jeder Vorstoß in die Wissenschaft, jeder Gewinn an Erkenntnis, jede Mehrung des Wissens einer Entdeckung gleichkam. Von dieser fernen glücklichen Vergangenheit sprachen die Zeilen, mit denen ich ihn zum Geburtstag grüßte. Ich war überrascht, als er, der Vielbeschäftigte, der Jubilar, über den eine Fülle von Ehrungen und Gratulationen ausgeschüttet wurde, sich nicht nur mit der gedruckten Danksagung begnügte, sondern eine Nachschrift beifügte: «Vielen Dank für Deine freundlichen Erinnerungen an längst vergangene Tage! Flury habe ich später noch einmal gesehen und mit ihm

über arabische Ornamente gesprochen. Alle meine alten Freunde sind leider geistig oder physisch schon entschwunden, und ich bin allmählig zum Relict geworden. Herzlichen Dank.» Zwischen diesen Zeilen und dem Hinschied unseres gemeinsamen Freundes, des Orientalisten Flury, lagen volle zwei Dezennien!

Zwei Jahre später, unter dem Eindruck seiner Zeilen mit dem unüberhörbaren Unterton des Alters, wagte ich den Versuch, ihn zur Niederschrift seiner Jugenderinnerungen zu bewegen. Der Aufsatz sollte im «Basler Stadtbuch», dem Basler Jahrbuch, erscheinen.

Jung war *Basler* in der dritten Generation. Die Familie stammte aus Mainz. Mit dem Mediziner Karl Gustav, dem Großvater des Psychiaters, faßte sie Fuß in unserer Stadt. Basel galt damals als «Demagogennest». Tatsächlich fanden Gelehrte wie Gerlach, De Wette, Follen, Snell hier sicheres Asyl; sie trugen dazu bei, daß die Reform der ersterbenden Universität nun auch praktisch durchgeführt wurde. Der Kontakt mit der großen wissenschaftlichen Welt wurde, wie Paul Burckhardt ausführlich darstellt, wieder aufgenommen. Die Stadt mußte dafür in Kauf nehmen, daß sie von den Mächten der Heiligen Allianz angefochten und bedroht wurde, und daß der König von Preußen 1824 sogar eine Kabinettsordre erließ, die den preußischen Untertanen den Besuch der Basler Hochschule verbot.

Auch Karl Gustav Jung I. gehörte zu den Akademikern, die nicht aus freiem Willen, sondern unter dem Zwang der politischen Verhältnisse ihr Vaterland preisgaben. Sein Medizinstudium hatte er in Heidelberg summa cum laude abgeschlossen. Dann wandte er sich nach Berlin, wurde Assistent eines angesehenen Augenarztes an der Charité; gleichzeitig war er Dozent für Chemie an der Königlich-preussischen Kriegsschule. Er stand am Anfang einer vielversprechenden Laufbahn. Aber durch seine liberalen Ideen geriet er in Konflikt mit der reaktionären Staatsgewalt. Er war Burschenschafter, und er nahm teil an dem berühmten Wartburgfest, das im Jahre 1817 von den Jenenser Burschen-

schaften organisiert war. Die Feier galt der Erinnerung an den Sieg bei Leipzig über Napoleon und an die Reformation, — Jung war 1817 unter dem Einfluß des berühmten Theologen Friedrich Schleiermacher in Berlin zum Protestantismus übergetreten. Das Wartburgfest wurde zu einer freiheitlichen Demonstration der akademischen Jugend. Zwei Jahre später geschah es, daß der Theologiestudent und Burschenschafter Karl Ludwig Sand in schwärmerischer Vorstellung, eine gottgewollte Pflicht zu erfüllen, den russischen Staatsrat Kotzebue ermordete, der als Exponent der Reaktion galt. Martin Leberecht De Wette, damals noch Kollege Schleiermachers an der theologischen Fakultät in Berlin, schrieb den Trostbrief an die Mutter Sands, der ihn die Stelle kostete. Er wurde 1822 an die Basler Universität berufen und entfaltete eine Tätigkeit, die heute noch unvergessen ist. Dieser norddeutsche Gelehrte war der erste der damals «verbaselten» fremden Professoren, der hier seine bleibende Heimat fand. Seine Erwählung war ein Bekenntnis der Behörde zum Liberalismus.

Die unsinnige Tat Sands gab den deutschen Regierungen den Vorwand, rücksichtslos gegen Burschenschafter und politisch Verdächtige vorzugehen. So auch gegen Jung. Er wurde verhaftet und verbrachte mehr als ein Jahr in der Berliner Stadtvogtei. Fraglich bleibt, ob er selber sich so «unverschuldet» fühlte, wie überliefert wird. Immerhin fand die Polizei in seinem Besitz einen «Hammer», der Sand gehörte, ein Beil, wie die polizeilichen Berichte behaupten. So viel steht also fest, daß er mit Sand mehr oder weniger befreundet war. Nach dreizehn Monaten wurde er ohne jedes Gerichtsurteil aus der Haft entlassen und ausgewiesen. Bald darauf wollte ihn die Universität Freiburg zum außerordentlichen Professor der Chemie ernennen; allein das Karlsruher Ministerium kassierte die Wahl. Da begab er sich nach Paris. Als er vernahm, daß in Basel die Universität neu organisiert werde und eine Professur, nämlich für Chirurgie zu besetzen sei, empfahl er sich in einem Schreiben an die Basler Regierung, damit ihm dieser Lehrauftrag übertragen werde. Er wurde in seiner Bewerbung unterstützt durch ausgezeichnete Gelehrte wie

Alexander von Humboldt, den er in Paris kennengelernt hatte.

Über diese Begegnung liegen zwei abweichende Berichte vor. Der eine, von durchaus nüchterner Natur, konzentriert sich auf die Tatsache, daß A. v. Humboldt sich nach einem ersten Zusammentreffen bereit erklärte, dem sympathischen Mediziner durch sein Fürwort behilflich zu sein. Der andere hält sich an die Tradition der Familie: Humboldt habe den jungen Mann hungernd auf einer Bank im Freien angetroffen und habe sich seiner angenommen. Dieser interessanteren Überlieferung hat Carl Gustav Jung II., der Enkel, den Vorzug gegeben.

Das Zeugnis Humboldts war aber nicht das einzige, auf das sich der Bewerber stützen konnte. Auch Bréchet in Paris, Nägele und Gmelin in Heidelberg setzten sich für ihn ein. Die Kuratel der Basler Hochschule ließ ihm jedoch mitteilen, daß man «aus triftigen Gründen die Besetzung der befraglichen Professur noch auf einige Zeit verschieben müsse». Damit gab sich Jung nicht zufrieden. Er reiste nach Basel und erwirkte die Bewilligung, als Privatdozent Vorlesungen zu halten. Als dann die chirurgische Professur «auf sechs Wochen» im Kantonsblatt öffentlich ausgekündet wurde, meldeten sich drei Bewerber. Jung gewann den Vorzug: Ende Juni 1822 wurde er zum Professor der Chirurgie, Anatomie und Entbindungskunst gewählt.

Seine Verdienste um die medizinische Ausbildung fanden damals ihre Anerkennung und sind noch heute unvergessen. Die Grenzen seiner Wirksamkeit waren gegeben durch den Mangel an den notwendigen Einrichtungen und durch denjenigen an Studenten. Man übersehe nicht, daß rund zwanzig Jahre vorher der Regierungsstatthalter feststellen mußte: «Die medizinische Fakultät in Basel ist heute ausgestorben.» Als im Jahre 1820 sich ein richtiger studiosus medicinae zum Examen meldete, war das geradezu ein Ereignis. Es bleibt bewundernswert, daß Jung in seiner Initiative nicht erlahmte. Was er erstrebt und was er erreicht hat, das ist von Albrecht Burckhardt und dann von Werner Kolb dargestellt worden. Nicht zuletzt kümmerte er sich um die Verschupften. Ihm

verdankt die «Anstalt zur Hoffnung» für schwachsinnige Kinder ihre Entstehung. «In Jung hat Basel eine ungewöhnlich volle und reiche Menschennatur besessen.» So lesen wir in dem von Wilhelm His verfaßten Lebensbild. — *Im Jahre 1824 erwarb er das Basler Bürgerrecht.*

In dritter Ehe vollzog er den Anschluß an eine gut altbaslerische Familie. Dieser Kreis wurde durch die eheliche Verbindung seines Sohnes, des Theologen Johann Paul Achilles, erweitert: dieser heiratete die jüngste Tochter des im Umgang mit Geistern vertrauten Antistes Samuel Preiswerk. Der Ehe entstammte unser Carl Gustav Jung II.

Die Familie hatte also längst in Basel Wurzel gefaßt, und es war darum nicht abwegig, dem Zofingerfreund nahezu-legen, für das Basler Jahrbuch einen autobiographischen Aufsatz zu schreiben. Warum sollte er nicht, wenn auch nur in einem Ausschnitt, sein eigener Biograph werden? Ich erinnerte ihn in einem Brief vom 18. Dezember 1957 an gemeinsame Erlebnisse, namentlich aber an seine wissenschaftlichen Anfänge. «Weg und Entwicklung», so schrieb ich ihm, «sagen uns oft mehr als die Vollendung, der Suchende und Strebende mehr als die Erfüllung.»

Nicht ohne Neugier sah ich der Antwort entgegen. Sie kam rascher, als ich mir gedacht hatte. Sie war, mit Ausnahme des Briefkopfes, von Hand geschrieben, klar und ohne die geringste Korrektur. Sie beanspruchte mehr als zwei von Rand zu Rand ausgenützte Quartseiten und ließ, namentlich als ich den Text gelesen hatte, in mir den Gedanken aufkommen, daß ein sorgfältig überdachter und redigierter Entwurf zugrunde liege. Sie lautete folgendermaßen:

Küsnacht-Zürich
Seestraße 228
30. Dec. 1957

Lieber Freund!

Du hast mit Deiner Annahme, daß ich schon genügend beschäftigt sei, nicht daneben gerathen. Ich ertrinke in den Fluten von Papier. Du hast ganz Recht: wenn man alt ist,

wird man in Jugenderinnerungen zurückgeholt von Innen und von Außen. Schon vor dreißig Jahren wurde ich einmal von meinen Schülern veranlaßt, eine Darstellung davon zu geben, wie ich zu meiner Auffassung des Unbewußten gelangt sei. Ich habe dies damals in Form eines Seminars gethan. In letzter Zeit wurde ich verschiedentlich angeregt, etwas wie eine Autobiographie von mir zu geben. So etwas konnte ich mir schon gar nicht vorstellen. Ich kenne zu viel Biographien und deren Selbsttäuschungen und Zweckklügen und weiß zuviel von der Unmöglichkeit einer Selbstbeschreibung, als daß ich es wagen könnte, selbst Versuche in dieser Hinsicht anzustellen. Neuerdings bin ich nun auf autobiographische Informationen ausgefragt worden und habe bei dieser Gelegenheit entdeckt, daß in meinem Erinnerungsmaterial gewisse objektive Probleme stecken, die einer genaueren Betrachtung wohl würdig wären. Demgemäß habe ich über diese Möglichkeit nachgedacht und bin zum Schlusse gekommen, mir meine anderen Obliegenheiten soweit vom Halse zu halten, daß es mir gelingen möchte, wenigstens den Versuch zu wagen, wenigstens die allerersten Anfänge einer objektiven Betrachtung zu unterwerfen. Diese Aufgabe ist so schwierig und ungewöhnlich, daß ich mir zunächst versprechen mußte, die Resultate zu meinen Lebzeiten nicht zu veröffentlichen. Diese Maaßnahme schien mir nöthig, um mir die Ruhe und die Distanz zu sichern. Ich habe nämlich gesehen, daß alle jene Erinnerungen, die mir lebendig geblieben sind, emotionale Erlebnisse betreffen, welche den Geist in Unruhe und Leidenschaft versetzen; eine sehr ungünstige Vorbedingung für eine objektive Darstellung! Dein Brief kam «natürlich» in dem Moment, wo ich mich sozusagen entschlossen hatte, die Sache in Angriff zu nehmen.

Das Schicksal will es nun — wie es immer gewollt hat — daß in meinem Leben alles Äußere accidentell ist, und nur das Innere als substanzhaft und bestimmend gilt. Infolgedessen ist auch alle Erinnerung an äußere Geschehnisse blaß geworden, und vielleicht waren diese «äußeren» Erlebnisse auch nie ganz das Eigentliche oder waren es nur insofern, als sie mit inneren Entwicklungsphasen zusammenfielen. Von die-

I

PROF. DR. C. G. JUNG

KÖSNACHT-ZÜRICH
SEESTRASSE 228

30 Dec. 1957.

Lieber Freund!

Du hast mit Deiner Annahme,
dass ich schon genügend beschäftigt sei, nicht da=
suehungerathen. Ich ertrinke in den Fluten von Papier.
Du hast ganz Recht: wenn man alt ist, wird man
in Jugenderinnerungen zurückgeholt von Innereu-
von Ausereu. Schon vor 30 Jahren wurde ich einmal
von meinen Schülern erantant, eine Darstellung
davon zu geben, wie ich je meines Auffassung des
Menschenwertes gelaugt sei. Ich habe dies damals in
Form eines Vortrages getan. In letzter Zeit wurde
ich unerlässlich angefragt, etwas wie eine Au=
tobiographie vor mir zu geben. So etwas konnte
ich mir schon gar nicht vorstellen. Ich kenne
zwei Biographien und deren Selbstäussereungen
und Zwecktügen und weiss zwar von der Unmög=
lichkeit einer Selbstbeschreibung als dass ich es
wagen könnte, selbst Versuche in dieser Hinsicht
anzustellen. Neuerdings bin ich nun auf auto=
biographische Informationen angefragt worden
und habe bei dieser Gelegenheit entdeckt, dass
in meinem Erinnerungsmaterial gewisse objektive
Probleme stecken, die einer genaueren Betrachtung
wohl würdig wären. Demgemäss habe ich über
dies Möglichkeit nachgedacht und bin zum Schluss
gekommen, mir meine anderen Obliegenheiten so
weit vom Hals zu halten, dass es mir gelingen möchte,

Carl Gustav Jung an Gustav Steiner.

Stark verkleinertes Facsimile.

sen «äußeren» Manifestationen meines Daseins ist mir unendlich Vieles entschwunden, eben darum weil ich, wie ich jetzt sehe, nie wirklich «drin» war, obgleich ich, wie mir schien, mit allen Kräften daran theilgenommen hatte. Dies sind aber die Dinge, welche eine verständliche Biographie ausmachen: Personen, die Einem begegnet sind, Reisen, Abenteuer, Verwicklungen, Schicksalsschläge u. dgl. m. Sie sind aber mit wenig Ausnahmen zu eben noch erinnerbaren Schemen geworden, die meine Phantasie zu keinen Anstrengungen mehr beflügeln können.

Umso lebhafter und farbiger ist meine Erinnerung an die «innern» Erlebnisse. Hier aber stellt sich ein Problem der Darstellung, dem ich mich kaum gewachsen fühle, wenigstens vorderhand noch nicht. Leider kann ich aus diesen Gründen auch Deinen Wunsch nicht erfüllen, was ich sehr bedauere.

Mit den besten Wünschen zum
Neuen Jahr verbleibe ich
Dein alter Mitzofinger
C. G. Jung.

Das ist der genaue Wortlaut des Originals. Das muß ausdrücklich festgestellt werden; denn im Erinnerungsbuch, das nach Jungs Tod erschienen ist, hat Aniela Jaffé, zu meiner nicht geringen Überraschung, den Brieftext auf Grund einer mir unbekannteren abweichenden Vorlage abgedruckt. Diese Wiedergabe ist sogar stellenweise sinnwidrig. Der Adressat wird nicht genannt. Die Wiedergabe erfolgt im Zusammenhang mit ihren Ausführungen über den «Charakter des Improvisierten», den die Autobiographie trage. Sie schreibt: «Wesentlicher als die formalen Schwierigkeiten der Gestaltung waren andere, mehr persönlicher Natur. Jung äußerte sich darüber in einem Brief an einen Freund aus seiner Studentenzeit. Dieser hatte ihn gebeten, seine Jugenderinnerungen aufzuzeichnen. Der Briefwechsel fand Ende 1957 statt.» Anschließend folgt der Brieftext. Es ist das einzige Briefdokument, das als aufklärender Beitrag zur Entstehungsge-

schichte der autobiographischen Kindheits- und Jugendschilderung von Jaffé abgedruckt wird.

Wenden wir uns dem Inhalt von Jungs Antwort zu. Sein Brief ist ein merkwürdiges Dokument. Wurde durch die Anfrage, die ganz bestimmte, ganz persönliche Erinnerungen weckte, sein Widerstand gegen eine autobiographische Darstellung erschüttert? Ganz deutlich gesagt, wurde nun eine unbedingte, unwiderrufliche Entscheidung getroffen? Er hatte «die Sache», d. h. die Abfassung seiner Selbstschilderung, noch nicht «in Angriff genommen». Aber mein Schreiben erreichte ihn, als er sich «sozusagen» dazu «entschlossen» hatte. Kein Zweifel: der Brief versetzte ihn in verwirrende Unruhe und war von völlig unerwarteter Wirkung. Im gleichen Augenblick, da er sich der Aufgabe «vorderhand» noch nicht gewachsen fühlte, entschloß er sich, den «Versuch» zu wagen. Es geschieht selten oder nie, daß wir so wie hier die Entstehung einer literarischen Schöpfung verfolgen können.

Der Gedanke an einen Rückblick ließ ihn von jetzt an nicht mehr los. Er sah einen «natürlichen» Zusammenhang: mein Brief kam, nach seiner Auffassung, nicht zufällig; mein Begehren verwandelte sich in einen «Auftrag von Innen her», dem er nicht ausweichen konnte. Das Schicksal wollte es, daß er, er selber, sein Leben darstellte. Er beschränkte sich aber nicht auf die Periode, die ich ihm vorgeschlagen hatte. Die Schilderung seines Lebens und Schaffens verlangte Weite und Tiefe. So begann er denn mit der kritischen Betrachtung der Kinderzeit. Die Schuljahre und die Studienjahre schlossen sich an. Diese drei Kapitel aber blieben die einzigen Abschnitte seiner von ihm selbständig verfaßten Autobiographie.

Mit welcher subtilen Überlegung er ans Werk ging, erhellt aus seinem Brief: er hoffte, daß es ihm gelingen möchte, «wenigstens den Versuch zu wagen, wenigstens die allerersten Anfänge einer objektiven Betrachtung zu unterwerfen.» Diese sehr wohl überlegte Formulierung mit dem Nachdoppeln des «wenigstens» lautet im Erinnerungsbuch anders. Jung hat bis zuletzt in bewundernswerter Klarheit und in Übereinstimmung von Gedanken und Wort die Sprache beherrscht. In der von Jaffé verfaßten Einleitung des Erinne-

rungsbuches ist aber auch der Passus unklar, in dem er sich über die «äußern» Manifestationen seines Daseins ausspricht.

Die Autobiographie ist Fragment geblieben. Es ist eine oft beklemmende Gedanken- und Erlebniswelt, die sich in der Schilderung der Kinderjahre vor uns auftut, eine Welt von Visionen und Träumen, eine Welt der Ängste und Konflikte. Im dritten Kapitel hingegen, in dem vom Studium und den Zofingerfreundschaften erzählt wird, leuchtet das helle Licht glücklicher Erlebnisse. Es überwindet das Dunkle. Da wird die Schilderung freier, natürlicher. Jung tritt uns menschlich nahe. Wir nehmen Anteil an diesem Glück einer nach Erkenntnissen strebenden, oft ungebärdigen Jugend, und wir erkennen, was der Einzelne, der mitbeteiligt war, selber an Einsicht und Wachstum, an Lebensfreude, an geistiger Entwicklung gewonnen hat. Das Erinnerungsbild, das Jung entworfen hat, stimmt hier im wesentlichen überein mit der greifbaren Wirklichkeit. Wir können es im einzelnen sogar beleben und erweitern durch die Protokolle der Zofingia. Diese ergänzen durch die Inhaltsangabe der Referate und der Diskussionsvoten, die sine ira et studio aufgezeichnet sind, seine autobiographischen Erinnerungen. Sein Bild wird sichtbarer in diesem lebendigen Wirkungskreis; sichtbarer werden auch seine ausgeprägten Eigenschaften, sein Ungestüm, seine Begeisterung und Enttäuschung, sein «unkontrolliertes Temperament», seine «ehrgeizigen Ansprüche», — es sind seine eigenen Worte in der Autobiographie, — seine «Unklarheit und Verworrenheit in weltanschaulicher Beziehung» — die nun aber durch das Streben nach Klarheit und Ordnung überwunden werden — sein Geltungsbedürfnis aus dem Willen zur Selbstbehauptung; aber auch sein Bedürfnis nach Kameraden und nach einer Hörergemeinde; augenfällig wird sein Hineinwachsen in die Psychiatrie, in Forschung und Praxis. Jung war sich bewußt, daß er anders war als «die Meute», und er legte Wert und Nachdruck auf dieses Anderssein. Er erweckte den Eindruck unbeirrbarer, oft überheblicher Selbstsicherheit. Niemand unter uns Zofingern hätte vermutet, daß er sich als ein — in seiner Art —

einsamer oder irgendwie unverständener und isolierter Mensch gefühlt habe und fühlen werde. Von seiner Verein-samung ist im Erinnerungsbuch oft und eindringlich die Rede. Im «Rückblick» drückt sich Jung folgendermaßen aus: «Als Kind fühlte ich mich einsam und ich bin es noch heute, weil ich Dinge weiß und andeuten muß, von denen die andern anscheinend nichts wissen und meistens auch gar nichts wissen wollen . . . Wenn der Mensch mehr weiß als andere, wird er einsam.» Von seiner «Einsamkeit» wußten wir nichts. Nichts von seinem «innern» Erleben. Die meisten setzten sich unbekümmert über Spiritismus hinweg oder amüsierten sich über die neue «Mode» des Tischlrückens, nahmen den Geisterspuk nicht ernst. War das aber wirklich, wie man aus der Autobiographie mutmaßen kann, Grund für Jung, sich un-verstanden und isoliert zu fühlen? Gerade der frische Luft-zug, der in der Zofingia herrschte, so daß auch die ernstesten Fragen und Diskussionen die Grundwelle der Fröhlichkeit nicht trüben konnten, war auch für Jung von gutem. Sein Vorsatz, «nicht mehr außerhalb der Welt zu stehen und den zweifelhaften Ruhm einer Kuriosität zu erwerben», dieser sein Vorsatz läßt auch die Gefahr vermuten, der er durch seine Träume und Visionen und seine Beschäftigung mit sich selbst ausgesetzt war.

Als ich in seinem Antwortbrief den Satz las, in dem er ausführte, daß die Resultate seiner biographischen Betrachtung *nicht zu seinen Lebzeiten dürften veröffentlicht werden*, machte ich mir meine eigenen Gedanken. Erst nach dem Er-scheinen des Erinnerungsbuches, in dem er sich selber mit einer Offenheit ohnegleichen analysiert, ist mir klargewor-den, warum er die Reaktion des Publikums scheute. Es gab in seiner biographischen Darstellung gewisse Aussagen — die Pietätlosigkeit in der Charakterisierung des Vaters zum Beispiel, das eigene «Gotteserlebnis», die Auseinanderset-zung mit Freud, seine religiöse Einstellung und anderes —, die zweifellos Anstoß erregen würden. Er mußte sich gefaßt machen auf Spruch und Widerspruch. Nur schon die Vor-ahnung beunruhigte ihn. Er war, wie er selber anmerkt,

83 Jahre alt, als er die Erinnerung an seine Jugend schriftlich festhielt. Würde er rücksichtslose Kritik noch ertragen? Sollte er sich mit den Gegnern in neuen Streit einlassen? «Ich habe genug am Unverstand gelitten», schreibt er, «und an der Isolierung, in die man kommt, wenn man Sachen sagt, die die Menschen nicht verstehen.» Ferner: «Die Autobiographie ist mein Leben, betrachtet im Lichte dessen, was ich erarbeitet habe. Das eine ist das andere.» Er war tief verstimmt durch die Anfeindungen, die er sich mit seinem Buch «Antwort auf Hiob» zugezogen hatte. Vielleicht dachte er auch an «seinen» Schopenhauer, seinen philosophischen Lehrmeister in der Zeit des Studiums, der im Leben des Einzelnen wie in demjenigen der Völker einen fortwährenden Kampf sieht. Der Einzelne, so schreibt Schopenhauer, «findet überall den Widersacher, lebt in beständigem Kampfe und stirbt, die Waffen in der Hand». Aber diesmal gelüstete es Jung nicht im geringsten, sich in der Arena zu stellen. Bewegung, Wagnis, Unerschrockenheit gehörten zu seinem Lebenselement. Jetzt nicht mehr. «Ich hatte — außer bei meinen Patienten — keine Geduld mit den Menschen», schreibt er. «Immer mußte ich dem innern Gesetz folgen, das mir auferlegt war und mir keine Freiheit der Wahl ließ . . .» Im selben Aufsatz lesen wir die aufschlußreichen Worte: «Ich bereue viele Dummheiten, die aus meinem Eigensinn entstanden sind, aber wenn ich ihn nicht gehabt hätte, wäre ich nicht zu meinem Ziel gekommen.» Auch jetzt hatte er sich ein Ziel gesteckt. Aber er wich dem Streit aus.

Wenn er rückhaltlos über seine eigene Persönlichkeit, über seine Träume schreiben wollte, dann konnte es nur geschehen, indem er sich gegen die Kritik durch den «Unverstand» abschirmte. Er bedurfte strenger, und darüber hinaus: ungestörter Konzentration. Das Alter, so urteilt auch Schopenhauer, genießt den Vorzug harmonischer Ruhe. Um sich diese zu sichern, errichtete Jung die Verbottafel: er versprach sich selbst, die Autobiographie nicht zu seinen Lebzeiten zu veröffentlichen. Die Pfeile der Unverständigen sollten ihn nicht mehr verwunden.

Eine ausgezeichnete, ungekünstelte photographische Auf-

nahme aus dem Jahre 1956 zeigt uns Jung als einen freundlichen Greis, barhäuptig, im Sportshemd, in leichter Jacke; in die hohe breite Stirn sind tiefe wagrechte Falten eingekerbt, die Augen unter starken Augenbogen, diesmal ohne Brille, richten sich wohlwollend, geradezu gütig, auf den Betrachter. Duftig legt sich das zarte Gespinnst der weißen dünnen Haare über den kräftig geformten Schädel. Die runzligen Finger der Linken halten ein ausgelöffeltes Joghurtglas, das Haupt ist leicht vornüber geneigt. Im Hintergrund flimmert der See, abgegrenzt durch den in Duft und Dunst dämmernden Höhenzug des jenseitigen Ufers. Der alte Mann mit dem ruppig kurz geschnittenen breiten Schnurrbart könnte ebensogut ein von Wind und Wetter abgehärteter Schiffsmann sein. Das ist derselbe Carl Gustav Jung, der seinen «Rückblick» abschließt mit einem Blick auf Lao Tse: «Dieser», sagt Jung, «ist das Beispiel für einen Mann mit superiorer Einsicht, der Wert und Unwert gesehen und erfahren hat, und der am Ende des Lebens in sein eigenes Sein zurückkehren möchte, in den ewigen unerkennbaren Sinn. Der Archetypus des alten Menschen, der genug gesehen hat, ist ewig wahr». Als Jung diese Sätze niederschrieb, trennte ihn nur noch ein Schritt von der Linie irdischen und ewigen Seins. Was ihn damals bewegte, das kann in derselben Intensität nur derjenige mitfühlen, der selber an der Gemarkung angekommen ist, die das Diesseitige vom Jenseitigen scheidet. «So ist das Alter, — also eine Beschränkung.» Und dann schließt er glückstrahlend über die Verwandtschaft mit Pflanzen und Tieren, mit den Wolken, mit Tag und Nacht, in der Freudigkeit über das «Ewige in den Menschen».

Wir verstehen: das Verbot der Publikation gab ihm die persönliche Freiheit, in der allein er wirklich er selber sein konnte, selber als Individualität, eng verbunden mit der ursprünglichen Schöpfung. Und diese gab ihm, in der Distanzierung von der Welt und ihren Umtrieben, die Ruhe des Gemütes, die Harmonie, welche Gnade und Geschenk des hohen Alters ist.

Es gab noch eine zweite Willensäußerung. Jung drückte den Wunsch aus, daß das von Aniela Jaffé zusammengestellte Erinnerungsbuch nicht in die Reihe der Gesammelten Schriften aufgenommen werde. Ich zitiere die Worte der Herausgeberin: «Er betrachtete das Erinnerungsbuch nicht als ein wissenschaftliches und auch nicht als ein Buch von ihm, sondern er sprach und schrieb von ‚Aniela Jaffés Unternehmung‘, zu der er Beiträge geliefert habe.» Diese Erklärung läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Durch den Ausschluß aus der Gesamtausgabe hat Jung dem Buch denjenigen Platz in seinem Schaffen angewiesen, der ihm nach seinem — und wohl auch nach unserm — Urteil zukommt. Es war nicht *sein* Buch. Wer unbefangen prüft, der wird Jung verstehen. Es war doch etwas anderes entstanden, als anfänglich geplant und von ihm selber gewollt war. Etwas anderes als eine Biographie, wie er sie in seinem Antwortbrief in Aussicht gestellt hatte. Im Erinnerungsbuch mit den mannigfaltigen Beiträgen, von denen wir gewiß keinen einzigen missen möchten, wurde der Bogen gespannt über die Auseinandersetzungen mit Sigmund Freud, mit dem «Unbewußten», zu den Reisen und «Visionen», den «Späten Gedanken», zur Selbstanalyse im «Rückblick», Briefe werden mitgeteilt, die «Sermones» abgedruckt, es fehlt erfreulicherweise nicht an einer genealogischen Tafel, nicht an einem Glossar, — niemand wird die Mannigfaltigkeit und den ausgebreiteten geistigen Reichtum gering achten, aber die Richtlinien der beabsichtigten Autobiographie sind nicht mehr zu erkennen. Die Einheitlichkeit, wie Jung und seine Freunde, auch Aniela Jaffé selbst, sie gewollt, wurde nicht erreicht. Den autobiographischen Charakter, wie er in den Grundgedanken seines Briefes gedeutet wird, tragen nur die ersten drei Kapitel mit der Schilderung der Kindheit und Jugend bis zum Abschluß des medizinischen Studiums. Diese Teile, und nur diese drei Kapitel, entsprechen der ursprünglichen Konzeption. Sie behandeln den — biologisch, geistig — wichtigsten Lebensabschnitt, nämlich die Zeit des innern Wachstums, der geistigen Entwicklung, der Anfänge und nicht der Vollendung.

Als er diese Abschnitte verfaßte, handelte er «unter einem schicksalhaften Zwang». «Alle meine Schriften», so sagt er einmal, «sind sozusagen Aufträge von innen her». So wurde auch mein Anruf zu einem Auftrag von innen her. Ich war ohne Zweifel in seinen Augen lediglich das Werkzeug, im Wollen einer geheimnisvollen Macht. Infolgedessen entwickelte er mir seine Leitgedanken. Er schrieb die drei Kapitel. Damit war aber auch seine autobiographische Aufgabe erfüllt. Die Fragwürdigkeit einer «objektiven Betrachtung» konnte ihm während der Ausarbeitung der Jugendgeschichte nicht entgehen. Sie verlangte, so wie er sie ganz persönlich auffaßte, eine Preisgabe der eigenen Persönlichkeit. In der Darstellung der Studienzeit versagte diese Methode, und für die Fortsetzung, die Schilderung der wissenschaftlichen Tätigkeit, wäre sie völlig ungeeignet gewesen.

Über Wert und Unwert autobiographischer Darstellungen sind seit Jahrhunderten kluge und weniger kluge Gedanken geschrieben worden. Menschlich am nächsten berührt uns, was Gottfried Keller, als Kenner des Herzens und als strenger Richter über Wahrheit und Unwahrheit, durch Lucie im «Sinngedicht» von den Lebensfibeln sagen läßt. Sie sucht «die Sprache der Menschen zu verstehen, wenn sie von sich selbst reden». Und ihre Erkenntnis gelangt zu der Frage: «Gibt es einen ganz wahrhaftigen Menschen und kann es ihn geben?» Es lohnt sich, das dreizehnte Kapitel dieses herrlichen Buches aufzuschlagen.

Das Unvermögen, sich selbst oder den andern wirklich zu erkennen und demgemäß auch richtig zu beurteilen, hat Nietzsche in einem einprägsamen Bilde deutlich gemacht. Einer seiner Sätze in dem Buche, das er mit dem Titel «Menschliches Allzumenschliches» überschrieben hat, lautet: «Man steht sich selber immer einige Schritte zu nah und dem Nächsten einige Schritte zu fern . . .»

Je weiter Jung in seiner Lebensschilderung vorrückte, um so mehr kam ihm wohl zum Bewußtsein, daß seine ursprünglichen Bedenken berechtigt waren. Geradezu unwirsch — so mag der Leser die Schlußsätze seiner Selbstschau empfinden — hat er den Schlußstrich unter das schöne Kapitel der

Jugendgeschichte gezogen. Man kann den Stoßseufzer und die Verärgerung aus den höchst aufschlußreichen Sätzen heraushören: «Ich habe weder die Lust noch die Fähigkeit, mich dermaßen außer mich selbst zu setzen, daß ich mein eigenes Schicksal wirklich objektiv betrachten könnte. Ich würde dem bekannten autobiographischen Fehler verfallen, entweder eine Illusion darüber, wie es hätte sein sollen, zu entwickeln, oder eine Apologie pro vita sua zu verfassen. Schließlich ist man ein Geschehnis, das sich nicht selber beurteilt, sondern vielmehr dem Urteil anderer — for better or worse — anheimfällt.»

Im Jahre 1961 entschlief C. G. Jung kurz vor Vollendung seines 86. Altersjahres in seinem schönen Heim in Küsnacht bei Zürich. Das Versprechen, das er sich selber gegeben, die von ihm verfaßten biographischen Kapitel nicht bei Lebzeiten zu veröffentlichen, war eingehalten worden. Nun fiel das Verbot dahin. Die deutsche Ausgabe des Erinnerungsbuches, das an der Spitze die drei Kapitel enthält, erschien im Jahre 1962 bei Rascher in Zürich. Der Titel lautet: *Erinnerungen, Träume, Gedanken von C. G. Jung*, aufgezeichnet und herausgegeben von Aniela Jaffé.

Noch vor der Ausgabe des Buches veröffentlichte die «Weltwoche» diejenigen Teile, von denen man erwarten konnte, daß sie auf das stärkste Interesse rechnen könnten, vor allem die drei — leicht gekürzten — Kapitel der Autobiographie. Die «Weltwoche» eröffnete ein Sonderabonnement. Im Reklametext zitierte sie — Stellen aus dem Briefe, den Jung «an einen Studienfreund» geschrieben habe! Sie veröffentlichte ein Bildnis des illustren Psychiaters, ein feudales Intérieur, Jung, die Pfeife rauchend am Schreibtisch, in Gedanken versunken. Die Legende unter der Illustration lautet: «Wenn man alt ist, wird man in Jugenderinnerungen zurückgeholt von Innen und von Außen.» Das Wort, wie sich der Leser erinnern mag, bildet den Eingang seines Schreibens, in dem er mit einem «Du hast ganz recht» den Gedanken aufgegriffen hat. So hat also der kurze Briefwechsel den Weg sogar noch in die Zeitung zu Reklamezwecken gefunden.

Das Erinnerungsbuch fand reißenden Absatz. Es war, jedenfalls im Erscheinungsjahr, das am meisten gekaufte Buch in der Schweiz.

II

Für diejenigen, die Jung in seiner Schul- oder Studenzeit persönlich gekannt haben, waren die «Erinnerungen, Träume, Gedanken» schon im Vorabdruck der «Weltwoche» eine erregende Lektüre. «Von alledem, was er berichtet, hatten wir keine Ahnung», — so äußerte sich mir gegenüber einer seiner letzten, wenn nicht überhaupt der letzte, seiner Klassenkameraden. Wir stehen geradezu einem in diesem Ausmaß fast unverständlichen Phänomen gegenüber. Seine Persönlichkeit erscheint in der Erinnerung seines Klassenkameraden geradezu blaß, farblos. Carl Gustav Jung lebte damals, in den Schuljahren, tatsächlich in seiner eigenen, nur ihm bekannten Welt. Von dem, was in seinem Innern vor sich ging, was ihm seelische Bedrängnis und Mühe verursachte, wußten die Altersgenossen nichts. Sie hatten auch nicht den Eindruck, daß er Kameradschaft suchte. Sie wußten aber auch nichts von seiner «Passion des Alleinseins», von der «Entzückung der Einsamkeit». Er ging offenbar seine Wege, war empfindlich, zum Zorn leicht gereizt, mißtrauisch gegen seine Lehrer, war überzeugt, daß er — wie er selber berichtet — ihnen unsympathisch war, und daß er mit seinen Geschichten, die er den Kameraden erzählte, als «Aufschneider und Blagueur» galt. Er war Alleingänger. Wir sind, wenn wir uns ein Bild machen wollen, auf seine eigenen Erinnerungen, auf seine eigene, natürlich subjektive Sicht angewiesen.

Das gilt nicht für die Studienzeit. Außer den Aufzeichnungen unseres Freundes Albert Oeri in der Festschrift zu Jungs sechzigstem Geburtstag besitzen wir die bereits erwähnten Protokolle der Zofingia, der Studentenverbindung, der wir gleichzeitig angehörten. Diese Protokolle sind sachlich, sie wollen nichts anderes sein als Berichterstattung. Was sie an bloßen Tatsachen übermitteln, ist nicht von großem Gewicht.

Ihr Wert liegt darin, daß sie das geistige Leben, wie es sich in Referaten und Diskussionen unter regsamen jungen Leuten widerspiegelt, offenbaren. Diese frohe und an geistigem Austausch reiche Zeit fällt mit dem zusammen, was Jung in seinem Antwortbrief als innere Entwicklungsphase bezeichnet. Von seiner Zugehörigkeit zur Zofingia gilt, daß er «mit allen Kräften daran teilgenommen hat».

Der einst berühmte Gelehrte und Literat Georg Christoph Lichtenberg stellte sich die Frage, welcher Art seine Biographie sein sollte, und er kam zum Schlusse: «Ich wünschte die Geschichte von mir so zu sehen, wie sie in verschiedenen Köpfen existiert.» Die Protokolle sind ebenso untrügliche Dokumente wie die Bekenntnisse Jungs in seiner eigenen Darstellung. Inwieweit sie miteinander übereinstimmen und einander ergänzen, und inwieweit sie sich voneinander unterscheiden, dies festzustellen, sei dem kritischen Leser überlassen.

«Die Studienzeit war eine schöne Zeit.» Mit diesem einen Satz läßt Jung das Glück seiner Jugend, wie er sie in der Zofingia erlebt hat, aufleuchten. Im ganzen Erinnerungsbuche erscheint mir Jung nie und nirgends so unmittelbar und natürlich im Ausdruck seiner Gedanken und Empfindungen wie in dieser schlichten Feststellung. Es gab manches, was ihn bedrückte und ihm zu schaffen machte, so zum Beispiel die unerfreulichen Verhältnisse daheim, Auseinandersetzungen, die eigene Reizbarkeit, die «Armut»; das verschwand nicht. Aber das, was nun sein Leben durch das Studium und die Zofingia, durch den Gedankenaustausch und die Kameradschaft bereicherte, das schenkte ihm ungeahnte Freuden, namentlich das Gemeinschaftserlebnis geistiger Aufgeschlossenheit, wie er es in dieser Art nicht gekannt hatte.

Über den Erinnerungen an die Studienzeit liegt ein eigentümlicher Glanz, man spürt, wie sie den alten Mann während der Niederschrift so bewegten, daß er — er kann nicht anders — eine Strophe aus einem unserer Studentenlieder zitiert.

Er weiß, auch noch im Alter, was er in der Studienzeit eingeheimst hat: «Alles war geistig belebt, und es war auch eine Zeit der Freundschaften. Im Zofingerverein hielt ich

mehrere Vorträge über theologische und psychologische Themen. Wir hatten die anregendsten Gespräche und durchaus nicht nur über medizinische Fragen. Wir stritten uns über Schopenhauer und Kant . . . wir interessierten uns für Theologie und Philosophie.» Dazu die Freundschaften. Er nennt in Dankbarkeit Albert Oeri, dessen Name mit dem Widerstand unseres Volkes gegen das Frönlertum und Naziunwesen verbunden bleibt. Oeri besaß ein glückliches Maß von bon sens. Er schien die Ruhe in Person. Dabei war er ein außergewöhnlicher, begabter Beobachter und logischer Denker. Er war der gescheiteste Kopf unter uns. Ausgerüstet mit soliden Kenntnissen — wie er ja auch nach seinen eigenen Worten in den «Erinnerungen an Jung» in Kants Kritik gründlich einexerziert war — zugleich ein Mensch von Gemüt und Anteilnahme; stets sachlich und klar in seinen Voten, dominierte er, von allen geschätzt, kraft seines gleichmäßigen Charakters und kraft seiner überlegenen Intelligenz und Natürlichkeit, in einer anerkannten Selbstverständlichkeit. Ließ sich Jung oft vom eigenen Redestrom mitreißen, so verzichtete Oeri auf alles, was rhetorisch hätte wirken können und verließ sich auf den Appell an den Verstand. Im Gegensatz zu Jung, der von seinen eigenen Problemen in Anspruch genommen war, nahm Oeri teil am Schicksal des andern, er war hilfsbereit, ein Nothelfer in aller Stille. Wahrscheinlich hat keiner unter uns so viel Einfühlungsvermögen und Verständnis Jung gegenüber besessen wie Oeri, namentlich die Einsicht, daß Jung nicht einfach nach Geltung trachte, sondern daß er Anerkennung und Beweise der Wertschätzung nötig habe, auch gerade dann, wenn man mit seinen Auffassungen nicht einig gehe. Er nahm lächelnd davon Kenntnis, daß er, weil gänzlich ungeeignet, von Jung nicht eingeladen wurde, an den spiritistischen séances, die dieser einige Male veranstaltete, teilzunehmen. Was Oeri ihm bedeutete, das hat Jung in einer ganz ausgezeichneten Charakterisierung, in seinen «Erinnerungen», folgendermaßen festgehalten: «Oeri war ein kluger Freund und wußte um mich in seiner Art. Dieses stillschweigende Einverständnis und seine unwandelbare Treue bedeuteten mir sehr viel.»

In der Zofingia ist Jung viel mehr zur Geltung gekommen, als man aus seinen «Erinnerungen» schließen könnte. Man schätzte seine Fähigkeiten, seine Kenntnisse, vor allem sein Streben nach Entfaltung der Persönlichkeit. In der Erforschung der Seele suchte er sich selbst. Was Prof. Schönbein, der berühmte Chemiker, von seinem Kollegen, dem Medicus Jung I, dem Großvater Carls, sagte, gilt ohne jegliche Einschränkung auch von seinem Enkel: «Wo Jung war, da war Leben und Bewegung.»

Er war keineswegs «isoliert» oder «verkannt». Man wird vielmehr heute noch auf Grund der Protokolle feststellen, daß wir Mitzofinger von einer Aufgeschlossenheit waren, wie sie nicht besser hätte sein können. Aber wie die Freiheit des Wortes, so schätzten wir auch die freie Bildung einer eigenen Meinung. Jung war eine streitbare Natur; sein Wissen, seine Beredsamkeit, — sofern sie nicht überbordete —, sein Mut und die Eigenart seiner Gedanken imponierten uns. Er wußte übrigens nur zu gut, wie oft er sich den Zugang zu uns erschwerte dadurch, daß er mit genießerischem Wohlbehagen einen schwächern Widerpart erledigte, während er doch selber sich sehr leicht beleidigt oder mißverstanden fühlte.

In den «Erinnerungen» hat er eine Liste von Eigenschaften zusammengestellt, gegen die er ankämpfte: die «unangebrachte Kritiklust und Aggressivität», die «Überlegenheitsanfälle» und so weiter. Seine Pietätlosigkeit erschreckte die Theologen, dagegen waren sie erfreut über seine Angriffe gegen den herrschenden Materialismus. Die Herausgeberin des Erinnerungsbuches gibt sich alle Mühe, die Christlichkeit Jungs nachzuweisen. Wer seine Aussagen ohne Vorurteil prüft, kann weder die Widersprüche noch die Möglichkeit verschiedener Deutungen übersehen. Wir wollen dies hier auf sich beruhen lassen. Über die eigene Charakterisierung aber, wie sie in der Autobiographie für die Zeit des Studiums von Jung niedergeschrieben worden ist, wollen wir nicht hinweggehen. Er war damals «weder Christ noch sonst etwas» —, das sind seine eigenen Worte. Dabei war er belesen, studierte theologische Schriften, vertiefte sich in den Inhalt nichtchristlicher Religionen, ließ kaum eine Auseinandersetzung über

religiöse Probleme ungenützt vorübergehen, ereiferte sich über die historisch-kritische Methode, die damals innerhalb der theologischen Wissenschaft die Oberhand gewann, über die Preisgabe jener mystischen Elemente in der Heiligen Schrift, die nicht von der Vernunft erfaßt, sondern nur vom Glauben begriffen werden. Und trotzdem bin ich damals und auch später den Eindruck nicht losgeworden, daß es sich für ihn nicht um eine Entscheidung im Glauben handle. Mit Recht oder Unrecht ließ ich die Vermutung aufkommen, daß es die Diskussion war, Rede und Gegenrede, Gefecht mit den Theologen, was ihm Vergnügen bereitete. Ausgerechnet er, der Pfarrerssohn, der von einer ganzen Schar von Geistlichen in der Familie umgeben war, war den Theologen mit Vorliebe aufsässig. Er legte ihnen Schlingen. Sein Christentum machte sich frei von aller Dogmatik. Die damals vieldiskutierte Eschatologie als Lehre von den letzten Dingen mit der Ausrichtung des Glaubens auf das Leben nach dem Tode bezeichnete er immer wieder als Weltflucht und Pessimismus.

Es kann nicht meine Absicht sein, eine Charakteristik zu zeichnen. Ich will nicht in den von Nietzsche getadelten «Fehler des Standpunktes» geraten. Ich bin mir auch zu sehr der verschiedenartigen und wechselvollen Wirkung bewußt, die von ihm ausging. Aber das soll festgehalten werden: Er verstand es, uns zu fesseln, uns oft in Bann zu halten. Das ist das Unvergeßliche. Er war eine Kraft, herausfordernd, streitbar, eine lebendige Kraft, ohne die ich mir die damalige Zofingia nicht denken kann. Wo er durch seine Ausfälle und durch schonungslosen Zugriff verletzte, da wurde auch mit ihm abgerechnet. Durch den Austausch oft gegensätzlicher Auffassungen haben wir unsere geistigen Kräfte geübt und zugleich gelernt, auch andere Auffassungen zu respektieren.

Eines freilich haben wir damals nicht erkannt: daß seine manchmal widerborstige Auflehnung gegen jegliche Tradition, seine robuste Angriffslust, daß vor allem seine Vorliebe für Schopenhauer nicht immer Zeichen überschäumender Kraft und herrlichen jugendlichen Übermutes waren, sondern Auflehnung gegen das Schicksal. Wir waren insgesamt schlechte Psychologen. Er hatte seine wirklichen Sorgen und

seine wirklichen Schwierigkeiten, von denen wir nichts wußten. Er brauchte Zeit, viel Zeit, so will mir scheinen, obschon die Kurve steil zu Genugtuung und Erfolg und Anerkennung aufwärts ging, um sein eigenes Sein und Schicksal mit unbedingtem, innerlich glücklichem Jasagen zu akzeptieren. Die Diskussionen in der Zofingia waren ein Anfang, Verworrenes zu entwirren, sich der Anerkennung unter Gleichgeachteten zu erfreuen, über sich selbst und den Nächsten klar zu werden. Zwar schnödete er nicht ungerne über die «Herde», mit dem Ausdruck Zarathustras über die «Vielzuvielen», die «Hammelherde», und doch hätte er sie nicht missen wollen. Wenn er die rund sechzig Farbenbrüder als aufmerksame Zuhörer zu fesseln wußte, dann genoß er dieses Glück, und er wäre ohne diese Herde um vieles ärmer gewesen.

Karl Jung — so schrieb er damals seinen Vornamen — zählte zu den fünf Medizinern, die unter dem Präsidium von Ernst Miescher, einem kultivierten Juristen, dem späteren Bürgerratspräsidenten, am 18. Mai 1895 in die Zofingia aufgenommen wurden. Die Basler Sektion dieses schweizerischen Studentenvereins war zahlenmäßig die zweitstärkste: es gehörten ihr damals rund 120 Mitglieder an. Die Zahl der Aktiven, die zur regelmäßigen Teilnahme an den Sitzungen im «Löwenzorn», dem «Breo», verpflichtet waren, betrug über 80 Kommilitonen. Naturgemäß gab es neben der offiziellen *activitas* kleinere Gruppen, es waren Zirkel, in denen die Freundschaft und auch die wissenschaftlichen Bestrebungen noch besonders gepflegt wurden. Jung blieb in dieser Hinsicht ein Einzelgänger. Die Nachteile, die aus der großen Zahl von Mitgliedern des Vereins entstehen können, wurden durch solche Gruppen, die sich keineswegs etwa absonderten, weitgehend aufgehoben. Die Gemeinschaft als Ganzes war und blieb selbstverständliche Hauptsache und Träger jener Verpflichtungen, die aus der Devise: *Patriae amicitiae litteris* abgeleitet wurden. Wir trugen mit studentischem Stolz die weißen Mützen und das seidene rotweißrote Band.

Es war üblich, daß der Präsident in der Sitzung nach seiner Erwählung eine Art Programmrede hielt. Ernst Miescher griff den Gedanken auf, der uns wiederholt als Grundfor-

derung begegnet: In der Zofingia herrsche das Bestreben, alle Meinungen anzuhören und verstehen zu lernen, ein politisches Programm lehnte er ab. Das Wohl des Vaterlandes zu fördern, das sei unsere Aufgabe.

An einem der nächsten Sonntage fand jener Ausflug der Altzofinger und Aktiven nach Weil statt, den Jung in den Erinnerungen erwähnt, weil auch sein Vater dabei war. Der Sohn fügt bei: «Er hielt dort eine launige Rede, in der zu meinem Entzücken der frohe Geist seiner eigenen studentischen Vergangenheit zum Vorschein kam . . .» Der damalige Aktuar schildert das fröhliche Fest «wie es im Buche steht», mit Begeisterung. Er erwähnt auch «die launige Rede, in der Herr Pfarrer Jung sich über das Cerevis seines Sohnes ‚Walze‘ beklagte». Auf diesen *nom de guerre* war Carl Gustav tatsächlich vom Fuxmajor getauft worden. Der junge Fux trug im «Adler» zu Weil zur Mehrung der Fröhlichkeit bei, indem er mit dem Mediziner Max Reber das «Juden-duett» zum besten gab. Ahnungslose Jugend!

Bald darauf erkrankte der Pfarrherr. Zu Anfang des Jahres 1896 starb er. Wie das Studium des Sohnes jetzt überhaupt in Frage gestellt wurde, das kann man im Erinnerungsbuch nachlesen. Es ist schlechtweg unerklärlich, daß Jung, trotz der vermöglichen Basler Verwandtschaft, gezwungen war, Geld aufzunehmen, um das Studium fortsetzen zu dürfen. Die Mutter, eine tapfere Frau, zog mit den Kindern in eine billige Wohnung auf der Landschaft, auf die Bottminger Mühle, — ein Haus nebenbei, das vor kurzem abgerissen wurde. Der Weg durchs Nachtigallenwäldchen heimzu war weit. Das eine und andere Mal habe ich Jung nach dem «Hock» im «Breo» durch Nacht und Morgen begleitet, ich habe auch einmal einen langen Nachmittag mit ihm auf seiner Bude zugebracht, da haben wir über Swedenborg und Lombroso, über Justinus Kerner, über Jung Stilling und über Geisterseher, die kaum bekannt waren, auch über Mesmer uns unterhalten. Er kannte natürlich auch Schopenhauers Untersuchung «über das Geistersehen und was damit zusammenhängt». — Schopenhauer war für ihn, für sein Forschen und für seine Bildung «der große Fund». Es wäre unmöglich, in

Kürze nachzuweisen, was er an Erkenntnissen und Anregungen durch Schopenhauer gewann. Es lag ihm aber sehr viel daran, seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu dokumentieren. Nicht nur gab es Geheimnisse seiner Erfahrungen, sondern er machte auch ein Geheimnis aus seinen Gewährsmännern. Um so mehr lockte es ihn, zu verstehen zu geben, daß er mehr wisse als die andern. Wenn er eine gewisse suggestive Kraft schwächeren Naturen gegenüber ausüben konnte, dann machte ihm das Vergnügen. Aber er hatte es keineswegs darauf abgesehen. Jedenfalls muß ich für mein Teil feststellen, daß mich seine Offenbarungen aus der okkulten Welt beschäftigten, und daß es mir ein einzigartiger Genuß war, in den merkwürdigen Schmöckern zu blättern, die er auf demselben Bücherschrank eingeordnet hatte, in dem auch Handbücher seiner Fachliteratur standen, und nie hatte ich den Eindruck, daß er mich zu seiner Anschauung und seiner Denkweise zwingen wolle¹. Dagegen geriet einer meiner nächsten theologischen Freunde in Schwulitäten und Ängste, als ihn Jung nämlich während Wochen und Monaten zu seinen spiritistischen Glaubensartikeln bekehren wollte. Als beide nach einem längerem Kneipabend durch die Dunkelheit des Nachtigallenwäldchens schritten und Jung von Dämonen und Geistererscheinungen mit der ihm eigenen Redegewalt dem jungen Theologen schließlich die Hölle heiß machte, wurde dieser plötzlich von der Angst ergriffen, so daß er Kehrt machte, im Schnellschritt in die Stadt zurückeilte und erst wieder aufatmete, als er sich im Lichtschein der Straßenlaternen sicher fühlte. Einige Wochen später schrieb er mir ein paar Zeilen, daß ihn Jung jetzt verachte und ihn dies fühlen lasse. Es brauchte wenig, beide zu versöhnen. Solche Irrungen und Wirrungen waren nur möglich, weil Kants «Träume eines Geistersehers», aber auch zeitgenössische

¹ Als ich viele Jahre später einen öffentlichen Vortrag (in der Reihe der Bernoullianumsvorträge) mit dem Titel «Zur Geschichte des Teufels» ausarbeitete, überließ mir Freund Jung zur Benützung eines dieser Bücher, das ich durch ihn kennengelernt hatte und das auf der Universitätsbibliothek nicht vorhanden war.

Schriften über Magnetismus und dergleichen sozusagen zur Lektüre des Gebildeten zählten ².

Kehren wir wieder ins erste Semester von Jungs Zofingerzeit zurück. Da mußte er denn schon von Anfang an merken, daß er mit seiner Überfülle von Problemen in der Zofingia vor die rechte Schmiede gekommen sei. Es sprach an einem der ersten Abende der Theologe Högger über den Wert philosophischer Studien für alle Fakultäten. Die Studierenden der Naturwissenschaften und die Mediziner, so führte er aus, neigten zu einer materialistischen Weltanschauung. Das sei für manchen unbefriedigend. Er führte weiter aus, was Max Mühlberg in einem Referat über die monistische Weltanschauung bei früherer Gelegenheit zur Diskussion gestellt hatte. Viele Theologen, so wurde damals gesagt, glauben, daß Religion und Wissen sich vereinigen lassen; das gelte auch für den Darwinismus. Höggers Vortrag wurde zum Anlaß einer ausgiebigen Aussprache über Willensfreiheit. Auch andere Referenten beschäftigten sich mit zeitgemäßen Problemen, — es wurde gesprochen über Volkskirche, über Arbeiterschutz, über die Bedeutung der Genossenschaften, über Teilnahme der Studenten an der Lösung der sozialen Frage, über Proporz (mit besonders lebhafter Diskussion), über Demokratisierung des eidgenössischen Militärs, — zum erstenmal wird ein Votum Jungs hier vermerkt, ein unsachliches, unverständliches Votum, von dem wir nicht wissen, ob es witzig oder ernst sein sollte. Auffällig ist, daß er durch das militärische Thema aus dem Busch geklopft wurde, während er offenbar «günstige» Gelegenheiten, an der Diskussion sich zu beteiligen, vorbeigehen ließ. Es ist einigermaßen begreiflich, daß er sich Schweigen auferlegte, als der sehr sympathi-

² Zur Verbreitung von Schopenhauers Werken trug die im Verlage von Reclam gedruckte billige Ausgabe viel bei. Die Parerga und Paralipomena erschienen im Jahre 1891! Herausgeber war Griesebach. Sie enthielten die «Kleinen philosophischen Schriften», u. a. den «Versuch über Geistersehn und was damit zusammenhängt». In der Einleitung amüsiert sich Schopenhauer darüber, daß «während dieser letzten 25 Jahre» die «nicht sowohl gebannten als geächteten Gespenster» in Deutschland rehabilitiert worden seien.

sche Theologe Altherr über den Spiritismus sprach, über die Existenz eines Geisterreiches und über den Anspruch der Spiritisten, «eine neue Weltanschauung zu schaffen». Jung war noch Neuling, eben erst in die Verbindung aufgenommen, so daß er sich wohl deshalb nicht getraute, von seinen eigenen Erlebnissen zu erzählen. Altherr erwähnte die Klopfgeister von Rochester. «Neben viel Ungewissem und Unwahrem bleibt am Spiritismus doch ein merklicher wahrer Rest.» Geradezu hilflos standen die Zuhörer diesem Geheimnis gegenüber. Ein einziger meldete sich zum Wort. Jung nicht.

Er stand im vierten Semester, als zu Ehren von Professor Immermann ein Fackelzug stattfand. Am Tag darauf, am 28. November 1896, «besammelten sich die Zofinger wieder, wenn gleich in kleiner Anzahl, zu ernster Arbeit». Cand. med. Ernst Burckhardt verfaßte das Protokoll. Er schreibt: «Karl Jung vulgo ‚Walze‘ erhält das Wort zu seiner Arbeit über die Grenzen der exakten Wissenschaften.» Es war das erste Referat Jungs in der Zofingia. Der Aktuar fährt fort: «Zuerst mußte Referent sein beschwertes Herz erleichtern durch einige Schnödereien in einer ersten Einleitung — die übrigens mit seinem Thema nichts zu tun hatte, in einer zweiten Einleitung kam er dann allmählich auf die Sache selbst: «Es ist ein hervorstechender Zug unserer geistarmen Zeit, sich gewöhnlich nur für das zu interessieren, was an sich eigentlich geringes Interesse bietet. Im Konzert des großen Weltorchesters ist das immer wiederkehrende Thema das liebe Ich, man interessiert sich für Geld, für Ehre oder auch gar nichts. Alle großen Fragen, die seit Jahrtausenden die gebildete Welt beschäftigen, sind größtenteils nicht vorhanden für den Gebildeten der modernen Zeit. Wer sucht nach Wahrheit ohne Geldsucht? Sucht man überhaupt nach Wahrheit? Kommt nicht das meiste unserer wissenschaftlichen Geistesarbeit dem lieben Ich und dem oft noch lieberem verrosteten System «Materialismus» zugute? Denkt man aber wirklich einmal nach über die Fülle großer Fragen, so denkt man so faul als nur irgend möglich. Daher die Flachheit der gebildeten Unterhaltung, daher das Weiterschleppen einer veralteten, geradezu lächerlichen materialistischen Welt-

anschauung, daher auch die Borniertheit, die offiziell ist für jeden, der sich gebildet nennen will. Es bedarf ja nur einfacher Überlegungen, um die Insuffizienz der gegenwärtigen wissenschaftlichen Lehren zu erkennen.» Er ging über zur Kritik physikalischer Theorien. «Eine Kritik der empirischen Lehre vom Leben führt uns notwendigerweise wieder auf metaphysisches Gebiet, d. h. zur Annahme eines transzendenten praexistierenden Lebens, einem immateriellen Lebensprinzip . . . Eine der verkanntesten transzendenten Eigenschaften des vitalen Prinzips ist der Hypnotismus.» Jung weist hin auf «eine Reihe anderer Phänomene von objektiver Realität. Ihre wissenschaftliche Untersuchung ist sehr erschwert, da ihr Auftreten von der Willkür gewisser immaterieller Existenzen abhängt. Die Wissenschaft, die sich mit der experimentellen Erforschung dieser Probleme befaßt, ist der Spiritismus». Er schließt: «Der Zweck der Arbeit ist, die Anschlüsse des Spiritismus an die exakte Naturwissenschaft und seine Denkmöglichkeit zu zeigen und nicht irgendwelche Aufklärungen über das Wesen des Spiritismus zu geben.»

Dem Beifall der corona schloß sich das Präsidium an, das «dem Referenten noch persönlich dankte, daß er diese so wichtige Frage so klar und verständlich behandelt habe». In der Diskussion wurde der Gedanke geäußert, vieles werde man noch erklären können, was jetzt als übernatürlich angenommen werde. Dabei berief sich der Votant auf die Fortschritte der modernen Zeit. Die jetzigen Grenzen, wurde betont, seien nicht definitiv. Die Forschung werde freilich an einen Punkt kommen, wo das Rätsel beginne. Einer der Mediziner wandte sich entschieden gegen die wissenschaftliche Erforschung des Hypnotismus. Man könne in den Naturwissenschaften exakt und materialistisch forschen. Jung erwiderte, man könne auch in einem metaphysischen Gebiet exakt forschen. Er wurde von Vertretern der Naturwissenschaften und Mathematik unterstützt. Die Theologen schwiegen sich aus. Es wurde Antrag gestellt und einstimmig beschlossen, den Aufsatz im Zentralblatt zu publizieren. Weshalb die damalige Redaktionskommission (in Bern) den Abdruck verweigert hat, ist mir unbekannt. Ich vermute, daß eine historische

Arbeit von Barth, die damals erschien, und deren Druck ebenfalls von der Basler Sektion verlangt worden war, dem Abdruck eines zweiten Basler Vortrages im Wege stand.

Ich kann es nicht unterlassen, den Leser auf die Schilderung im Erinnerungsbuch hinzuweisen. Jung berichtet, wie er nur auf Spott, Unglauben, Ablehnung gestoßen sei, als er von seiner spiritistischen Lektüre erzählte. «Ich hatte das Gefühl, an den Rand der Welt gestoßen zu sein.» Die sachliche Überlieferung durch das Protokoll zeigt uns im Gegenteil, daß er zwar eine kritische, aber auch neugierige und aufgeschlossene Zuhörerschaft vor sich hatte, als er von diesen ihm so wichtigen Problemen sprach.

Ein Vortrag Bernoullis über den Einfluß der Religion auf die Kultur fand die Zustimmung der Theologen, die ebenso bestimmte Ablehnung durch die Historiker. Ein solides Referat über Ursache und Bekämpfung der Tuberkulose wurde mit Sympathie, die man für den feinsinnigen Redner besaß, angehört, rief aber nur zwei Votanten auf den Plan. Jung schwieg. Dagegen ergriff er als erster das Wort nach dem Vortrag des Mediziners Achilles Müller über den Hypnotismus. Müller, später Urologe, wies hin auf die ungeheure Bedeutung des Hypnotismus für die Heilkunde, die Psychologie, für die Physiologie und sogar für die Jurisprudenz. Trotzdem sei er nur wenig bekannt, da man sich heute nicht gerne mit Fragen abgebe, die sich durch unsere Naturgesetze nicht erklären lassen. Er schilderte die Entwicklung seit Mesmer. «Jeder geistig gesunde Mensch ist mehr oder weniger hypnotisierbar.» Als der Präsident, wie es üblich war, als erster sein Urteil über das Referat abgab und laut Protokoll kritisierte: der Referent sei zu wenig in die Erklärung vorgedrungen, wurde er sofort von verschiedenen Seiten verteidigt. Jung war der erste, der sich für den Referenten einsetzte. Leider hat der Aktuar den Inhalt seines Votums nicht aufgezeichnet.

Müllers Vortrag, der «mit großer Aufmerksamkeit aufgenommen» und diskutiert wurde, habe ich persönlich nicht mitangehört, da ich als Gymnasiast noch nicht Zofinger war. Im Frühling 1897, sobald das Universitätssemester begann, schrieb ich mein Gesuch, als Kandidat in die Zofingia zuge-

lassen zu werden. Wir waren nicht weniger als sieben, zum Teil im Lauf der Schulzeit eng verbundene Freunde aus derselben Klasse, die sich vor Jahren schon zu einem literarischen Verein zusammengeschlossen hatten, die jetzt die Bitte um Aufnahme an den neugewählten Präsidenten, den spätern Professor für innere Medizin Rudolf Staehelin richteten. Im Laufe jenes Semesters mehrte sich der Bestand der Aktiven um 17 «Neue», die sich auf alle vier Fakultäten verteilten. Als Kandidaten durften oder mußten wir am Antrittsbummel teilnehmen, über den der Aktuar den lakonischen Bericht ins Protokoll eingetragen hat: «Es ging natürlich nach Weil und verlief, wie es zu gehen pflegt, wenn man *ganz Guten trinkt*.» Man würde sich aber doch täuschen, wollte man sich ein verheerendes Trinkgelage vorstellen. Die einen waren fröhlich, andere tiefsinnig, melancholisch, in ihrer besonderen Wesensart gefühlvoll oder auch unternehmungskühn. Der Heimweg ist mir unvergeßlich. Die Schatten wurden länger, wir wanderten durch die blühenden Matten von Riehen, neben moordunkeln Wassergräben, neben dem weiß-violetten Gespinst von Wiesenschaumkraut und bogen in die Langen Erlen ein. Vor mir marschierte ein Trupp von Hospitanten, rechts und links von Karl Jung; es ging laut zu, und ich wollte eben mit einem meiner Freunde aufschließen, als die Meute der Neulinge in Huronengebrüll ausbrach, Jung schwang beängstigend seinen Bakel und jagte die Spötter auseinander. Er drohte, gegen ihre Aufnahme in die Verbindung sein Veto einzulegen. Ich ging jetzt an seiner Seite. Mit weitausholendem Schritt, den er sich von seinem Heimweg angewöhnt hatte, suchten wir den Anschluß an die Hauptmacht, und als ich auf seine Frage ihm Aufschluß gab über mein Studium als Germanist und Historiker, steckten wir bald mitten drin in dem, was vorher das Gelächter der Jungen und seinen Zorn erregt hatte: er sprach von Goethes Faustdichtung, namentlich vom Teufel, der nicht symbolisch oder einfach als Schatten gegenüber dem Licht und nicht nur als Prinzip des Bösen aufzufassen sei; und als ich mich über den «Urfaust» begeistert aussprach, kam er auf den genealogischen Zusammenhang zurück, den die Neulinge mit

Gelächter quittiert hatten. Von der Berühmtheit seines Großvaters († 1864), des Mediziners Karl Gustav Jung, hatte ich damals noch keine Ahnung. Noch weniger von seiner mehr oder weniger abenteuerlichen Lebensgeschichte, und noch nie, wenn ich durch die alte Aula an der Augustinergasse zu den dahinter gelegenen Sammlungszimmern für Schmetterlinge gegangen war, hatte ich das Porträt beachtet, das im Jahre 1848 von Beltz gemalt und den feierlichen Gemälden geistlicher und wissenschaftlicher Koryphäen angeschlossen worden. Ich wußte noch nichts von den Verdiensten dieses Mannes und nichts von der Glorifizierung, wie sie nach seinem Tode, zum Beispiel durch den nicht minder berühmten Medizinprofessor Wilhelm His, erfolgt war. Zum erstenmal vernahm ich jetzt durch Jung, daß sein Großvater, nach der Überlieferung, ein natürlicher Sohn Goethes, *er also Goethes Urenkel sei*.

Glaubte er wirklich an diese Tradition? Soviel ist sicher, daß er sein Leben lang an ihr festhielt. In den biographischen Mitteilungen des Erinnerungsbuches berichtet Aniela Jaffé: «Jung sprach nicht ohne ein gewisses Behagen über die sich hartnäckig behauptende Legende; denn sie eröffnete ihm einen hintergründigen Aspekt seiner Faszination durch Goethes ‚Faust‘. Andererseits bezeichnete er das Gerücht als ärgerlich.» — In der Studentenzeit kam er, wenn ich ihn heimwärtsbegleitete und über «Faust» debattierte, mehr als einmal auf die Abstammung von Goethe zurück. Er schätzte sie als Bereicherung seines geistigen Wesens. Und doch versetzte sie ihn in Unruhe. Offenbar empfand er den Widerspruch, den die Legende in ihm auslöste, mehr, als er in Worten zu geben hätte.

Wenn Jung das «irrige Gerücht», wie er die Tradition bezeichnete, wirklich als haltlosen Klatsch mißbilligte, dann mußte er natürlich darauf verzichten, sie weiterzugeben. Er war aber im Gegenteil dafür besorgt, daß diese Überlieferung nicht der Vergessenheit anheimfalle. So begegnet sie uns denn auch in der Autobiographie. Er erwähnt dort die «legendäre Verwandtschaft mit Goethe». Er habe «diese Nachricht» zuerst «von fremden Leuten» vernommen. Er

fährt fort: «Es besteht nämlich eine ärgerliche Überlieferung, daß mein Großvater ein natürlicher Sohn Goethes gewesen sei.» In seinem Aufsatz «Der Turm» berichtet er von einer «Neuigkeit», die er in den Jugendjahren von dritter Seite erfahren habe. «Ich vernahm nämlich, daß von meinem Großvater Jung allgemein die Legende ging, er sei ein natürlicher Sohn Goethes. Diese ärgerliche Geschichte schlug bei mir insofern ein, als sie meine merkwürdigen Reaktionen auf ‚Faust‘ zugleich bekräftigte und zu erklären schien.» Im biographischen Anhang des Erinnerungsbuches überliefert Aniela Jaffé ein Gespräch, in dem Jung erzählte, daß Sophie Ziegler einen unehelichen Sohn gebar, und daß das Kind Karl Gustav Jung, sein Großvater gewesen sei. «Das galt sozusagen als ausgemachte Tatsache.» Der Satz ist aufschlußreich für das, man möchte beinahe sagen: diplomatische Verhalten Jungs. Niemandem kann entgehen, daß «die ausgemachte Tatsache» durch das «sozusagen» aufgehoben wird.

Die Legende fand sogar Eingang ins Historisch-Biographische Lexikon der Schweiz. Der Verfasser des Artikels hielt es aber für richtig, ihre Entstehung zu begründen. Er schreibt über K. G. Jung I: «Sein Äußeres und seine vielseitige Veranlagung gaben dazu Anlaß, daß sich lange das irrige Gerücht behauptete, er sei ein Sohn Goethes.»

Nur beiläufig sei erwähnt, daß in diesem Artikel noch andere Glieder der Familie Jung, auch unser Carl Gustav, Oberarzt der psychiatrischen Klinik in Zürich, Psychotherapeut in Küßnacht, aufgeführt werden, daß aber sein Vater, Pfarrer und Gelehrter, übergangen wird. Der Redaktor des Artikels stützt sich ausdrücklich auf die Angaben aus der Familie. Es ist unschwer, auf den spiritus rector zu schließen.

Der Hinweis auf die Ähnlichkeit mit Goethe ist keineswegs überzeugend. Ein Zeitgenosse schildert begeistert Jungs Großvater als Jüngling mit den «schönen, fast mädchenhaft weichen Zügen». Sie lassen sich auch in dem von Beltz gemalten Bild sofort erkennen. Mit der äußern Erscheinung des Weimarer Dichturfürsten haben sie aber keine Gemeinschaft. Es fehlen überhaupt gemeinsame Merkmale. Man mag ein Goetheporträt, wie es Tischbein oder Stieler gemalt

hat, zum Vergleich heranziehen, daneben die Bilder unseres Jung im Erinnerungsbuch betrachten: man wird feststellen, wie ganz anders die Natur gearbeitet hat, wie sich z. B. Augen- und Mundpartien voneinander unterscheiden. Der ikonographische Versuch, die Berufung auf die äußere Erscheinung, ist aussichtslos.

Mehr Erfolg erwartete Jung wohl von einer Kombination der phantasiearmen Legende mit einer Persönlichkeit, die sehr nahe mit dem Goethekreis verbunden war: mit Charlotte Kestner. Er erweiterte das schon bestehende «irriges Gerücht», indem er, auf Kosten der nachweisbaren Tatsachen, eine neue, ebenso irrigere Vorstellung, wenn auch nur im Schleier der Wahrscheinlichkeit, in die Welt setzte.

Er hat, wie Jaffé im Erinnerungsbuch mitteilt, erzählt, daß Sophie Jung-Ziegler (die Mutter des illegitimen «Goethesohnes») «später» mit Lotte Kestner befreundet gewesen sei. «Sie kam oft zu Besuch», so erzählte Jung, «um meinen Großvater (also den «Goethesohn») zu sehen. In späteren Jahren ließ sich Lotte Kestner — wahrscheinlich wegen der freundschaftlichen Beziehungen zum Hause Jung — in Basel nieder . . .» So weit Jung.

Charlotte Kestner wird in dieser Erzählung als «Nichte von Goethes Lottchen» bezeichnet. Das ist ein Irrtum. Sie war Tochter, keineswegs Nichte, der durch Goethes Roman «Die Leiden des jungen Werther» unsterblich gewordenen Lotte. — Dem Basler, dem das kulturelle Leben der Stadt wertvoll ist, ist Charlotte Kestner nicht unbekannt. Anselm Feuerbach hat ihre zarte vornehme Gestalt im Bilde festgehalten. Das Gemälde, einst im Kunstmuseum, ist wieder in den «Kirschgarten» zurückgekehrt. Denn in diesem vornehmen Hause hat sie dreißig Jahre ihres langen Lebens zugebracht. Daß Basel ihre zweite Heimat wurde, das geschah auf die natürlichste Weise.

Der Bruder Charlottes, Carl Kestner nämlich, hatte sich in dem Vogesenstädtchen Thann als Industrieller niedergelassen. Er gilt als Begründer der chemischen Großindustrie im Elsaß. Früh verlor er seine Gattin. Da vertrat Charlotte Mutterstelle, bis die Kinder erwachsen waren. Als sich die

Tochter Caroline mit J. J. Bischoff, dem damaligen Besitzer des «Kirschgartens» vermählte, folgte ihr die Tante nach Basel. «Sie genoß eine ehrerbietige Popularität», so urteilt Daniel Burckhardt, und er fügt bei: «Dem ganzen Basel war die feine, überaus kluge und fromme Dame eine Bereicherung.» Ihren Freundeskreis aus Angehörigen der «alten» Familien, aus Liebhabern eines kultivierten Milieus, schildert Hans Bühler im Basler Jahrbuch von 1955 mit derselben einfühlenden, zuverlässigen Sorgfalt, mit der er ihr Grabmal auf dem Gottesacker gezeichnet hat. Da sie an den Veranstaltungen christlicher Unternehmungen nie fehlte, war es leicht möglich, daß auch der Pfarrer von Hünigen, Paul Jung, sie kennenlernte.

In unsrer Studentenzeit hat Jung den Namen des «Täntli Kestner», wie sie im Freundeskreise bezeichnet wurde, nie erwähnt. Die Ausweitung der Goethelegende erfolgte erst später. Sie ist ein Zeichen dafür, daß seine Gedanken immer wieder die Überlieferung, die ihm gar kein richtiges Ärgernis war, umkreisten. Er hat sie sozusagen in seine Lebensgeschichte und in das Faustwunder inkorporiert. Er sah in ihr eine tiefere, geradezu mysteriöse, nur ihm faßbare Beziehung innerhalb seines geistigen Seins.

In der Sitzung nach jenem Antrittsbummel beobachtete ich ihn. Er saß am Burschentisch, breit, gewichtig, mit der weißen, leicht zurückgeschobenen Mütze auf dem Kopf, mit dem rotweißroten Band über der breiten Brust, durch schmale Brillengläser die Corona mustern. Aus dem bemalten Porzellankopf seiner Pfeife qualmten die Rauchwolken; neben ihm lag das Paket Oldenkott mit den beiden Löwen als Schildhaltern auf handgeschöpftem Papier. Es war nicht die Legende an sich, die mir ein Rätsel aufgab, sondern die Tatsache, daß er sie uns erzählt hatte.

Es war Jung, der das Sommersemester 1897 mit einem Vortrag eröffnete. Der Titel lautete: «Einige Gedanken über Psychologie.» Einleitend wettete er — völlig zu Unrecht — über den Mangel an Interesse gegenüber metaphysischen Dingen, «weil sie sich unserer Erfahrung gänzlich entziehen».

Wenn aber «der Normalmensch meint, in seinem Leben er-
eigne sich nichts Metaphysisches, so vergißt er ein metaphy-
sisches Ereignis: seinen Tod. Der Tod war immer der Aus-
gangspunkt für transzendente, also jenseitige Hoffnungen,
die natürlich die Existenz einer Seele postulieren. Aufgabe
der rationalen Psychologie ist, die Existenz einer Seele mit
Gründen nachzuweisen». Die Seele kann aufgefaßt werden
als eine Intelligenz, unabhängig von Zeit und Raum. Jung
redete dem Somnambulismus das Wort. «Die Bequemlichkeit,
die uns das Faulbett des materialistischen Vorurteils gewährt,
verschließt uns jeder neuen Wahrheit.» Er betonte den gro-
ßen Wert der Tatsachen des Somnambulismus zur Ausgestal-
tung der Psychologie als Wissenschaft. Noch größer sei der
moralische Wert, die «seichte Oberflächlichkeit materialisti-
schen Denkens zu durchbrechen». Jung hielt trotz der über-
flüssigen und keineswegs beliebten Ausfälle die große Schar
der Zuhörer fest in der Hand. Er fühlte sich weit überlegen,
war selbstsicher und sogar, unnötigerweise, gereizt; in der
ausgiebigen Debatte war er schlagfertig, mußte es aber hin-
nehmen, daß der Präsident den «allzu polternden Ton der
polemischen Stellen» mißbilligte, wenn er auch Jungs Ärger
gegen «kleinliche und denkfaule Kritiker begreife». Der
Theologe Högger verteidigte die moderne Theologie. Ge-
rade sie sei es, die das Mystische am Prophetentum wieder
geltend mache. Gezankt wurde über DuBois-Reymond. Was
er, Jung, anfechte, sei die Tatsache, daß dieser damals ein-
flußreiche, in unsern Diskussionen oft zitierte Physiologe
seine Skepsis in naturwissenschaftlichen Dingen auf die Phi-
losophie übertrage. Sein *ignoramus ignorabimus* war unter
uns ein stets wiederkehrendes Zitat. Oeri tadelte heftig die
intolerante scholastische Art der Spiritisten gegen Andersge-
sinnte, wobei er die angegriffenen Theologen in Schutz nahm,
die auf geistigem Gebiet vollauf ihre Pflicht tun, aber für
dieses Gebiet nicht auch noch ihre Kräfte verwenden können.
Jung definierte als Wirkungskreis der Naturwissenschaften
«das ganze sinnliche Erfahrungsgebiet, also auch die Stellen
desselben, wo Übersinnliches sinnliche Wirkungen hat.» Die
bisherige Praxis der Naturwissenschaften sei, mit rühmlichen

Ausnahmen, falsch gewesen. Högger lenkte ein: daß zwar der Spiritismus zur Zeit nicht verwertbar sei, es aber durch seinen Unsterblichkeitsbeweis einmal in hohem Grade werden könne. Die Debatte war eine der ausgiebigsten, die Zahl der Votanten ungewöhnlich. Der Referent durfte zufrieden sein.

Für das Wintersemester 1897/8 wurde Jung zum Präsidenten erkoren. Der Vorschlag kam von Oeri. Erst im vierten Wahlgang wurde er seinem Gegenkandidaten vorgezogen. Zwei Richtungen standen einander gegenüber. Die eine legte Wert auf Referate, nicht nur auf die bloße Pflege der «amicitia», die andere, zu der hauptsächlich Mediziner und Juristen gehörten, wollte sich die studentische «Gemütlichkeit» nicht durch wissenschaftliche Diskussionen beeinträchtigen lassen. Jung selber war nicht nur ein fröhlicher Student; er verlangte auch geistige Nahrung und trug durch seine Eskapaden oft dazu bei, daß der zweite Akt zu kurz kam. Ungewohnt war sein Vorschlag, nicht ein Markgräflerdorf als Ziel des üblichen Eröffnungsbummels zu wählen, sondern Ettingen im Leimental. Der Weg sei weiter und die Gegend «würdiger».

Im Ettinger Bad hielt er seine Antrittsrede. Er legte, wie er sich ausdrückte, eine «Beichte» ab, eine Beichte darüber, was er von der Zofingia, namentlich von ihrem Ziel, die Mitglieder zu politisch tüchtigen Männern heranzubilden, persönlich denke. Der Inhalt seiner ausführlichen «blumen- oder wenigstens gewürzreichen Darlegungen» scheint dem Aktuar folgender zu sein: Politik im engern Sinn, mit ihren unerreichbaren Idealen, muß in unserer nüchternen Zeit trotz aller erkünstelten Begeisterung zum Pessimismus, und bei ihren häßlichen Auswüchsen zu Abscheu führen. Sie kann für den Gebildeten heute nicht mehr Höchstes sein. Wenn homines politici erstehen sollten, dann geschehe dies ohne Zutun der Zofingia. Er nennt insbesondere als erstrebenswertes Ziel, einander kennenzulernen zu geistigem Austausch untereinander. Dies führe dann selbst zur Erfüllung unserer Devisen. — Man vergesse nicht: die Geringschätzung politischer Verantwortung, wie sie in Jungs Gedanken sich spiegelt, entspricht dem damaligen sogenannten Zeitgeist. Der Krieg von 1914 stand noch bevor!

Als er im Verlauf des Semesters jeweils neue Mitglieder begrüßte, wie es Pflicht des Präsidiums war, hob er «die Wichtigkeit ihres Schrittes fürs ganze Leben hervor». Sie genießen den überaus großen Vorteil, teilhaft zu werden des unbeschränkten geistigen Verkehrs mit andern. — Ein andermal schärfte er den Kandidaten, die aufgenommen wurden, ein, daß sie nur dann volle Befriedigung erreichen, wenn sie nach dem streben, was die Zofingia eigentlich wolle, nämlich Vermehrung der Vaterlandsliebe. Er wußte, was er der Verbindung als Präsidium schuldig war.

In einem Vortrag, den er mit dem Titel «Gedanken und Werk spekulativer Forschung» versah, untersuchte er «die subjektiven und objektiven Quellen des Glücks als der letzten Triebfeder jeder menschlichen Handlung». Er nennt die geistigen Güter als Grundlage, als Voraussetzung der reinsten subjektiven Glücksempfindung. Die transzendente Weltanschauung bezeichnete er als identisch mit der spezifisch christlichen Weltanschauung. Eine heftige Auseinandersetzung provozierte er durch seine schroffe Erklärung, es sei ihm unfaßbar, daß ein Theologe Optimist sein könne. Er finde in der Einstellung der Theologen, die Welt sub specie aeternitatis, also im Blick auf die Ewigkeit, auf ein jenseitiges Leben, zu betrachten, schon genügend Beweis für ihren Pessimismus. Es machte ihm schlechtweg hämisches Vergnügen, die Theologen in Verlegenheit zu bringen. Man verstand sich aber durch Rede und Gegenrede schließlich «deutlicher und besser».

Nach einem Vortrag des Theologen Altherr über Religion und Kirche entrüstete sich Jung über den Mangel an Disziplin der Jungen. Es sei eine Schande, daß ein Zofinger so wichtigen Dingen nicht mehr Interesse entgegenbringe. Zum Vortrag selbst äußerte er, er habe über Religion und Kirche seine eigene Meinung, die er hier nicht vorlegen wolle. Dagegen wehre er sich nachdrücklich gegen die Angriffe Altherr's auf Schopenhauer. Die von diesem Philosophen erkannten Wahrheiten bleiben bestehen, wenn auch seine Handlungen und sein Umgang nicht tadellos waren.

Ein anderes Mal war es Oeri, der davor warnte, mit mora-

lischem Maßstab die Übereinstimmung von Werk und Lebensführung zu messen und zu prüfen. Er wandte sich damit gegen einen Referenten, der als terrible simplificateur Nietzsches Gedankengänge in Bausch und Bogen abgetan hatte mit der Behauptung, daß sein «Ausgang» ihn widerlege. Das Siechtum habe mit Philosophie und Dichtung nichts zu tun, versicherte Oeri, sondern sei nichts anderes als Hirnkrankheit. Der Streit für oder wider Nietzsche wurde damals in Wort und Schrift aufs heftigste geführt. Seit meiner Gymnasialzeit stand ich unter dem Bann des «Zarathustra», und ich nahm denn auch Partei für Bernoulli, den Physiker, zu dessen philosophisch-literarischem Kreis ich zudem gehörte, der seiner Bewunderung dafür Ausdruck gab, daß Nietzsche zum Leben Ja sage. Damit rief er Jung auf den Plan, der damals in seiner betonten und bewußt gesuchten Selbständigkeit in Nietzsche eine Gefahr witterte, gleichzeitig aber durch kühne Kritik an übernommenen und lieb gewordenen Vorstellungen und Begriffen und durch die unbekümmerte Herausforderung der Bildungsphilister angezogen wurde. Irgendwie fühlte er sich betroffen, seine eigenen Zirkel wurden gestört, die wirkliche Vereinsamung des Philosophen beunruhigte ihn. Was Jung in seiner Autobiographie zu einer Anekdote zuspitzt, ist wie seinerzeit manches seiner Voten in der Zofingia auf überraschende Wirkung abgestimmt. Es gab denn doch mehr als nur zwei Bewunderer des «Zarathustra» und seines Verfassers, und sie waren weder Homosexuelle, noch anormal, weder im Leben noch im Sterben. Wir waren eine ganz ansehnliche Zahl von Adepten Nietzsches. In einer ausgesprochen spießbürgerlichen Umgebung begeisterten wir uns für die absoluten Forderungen. Die politischen Konsequenzen der Herrenmoral waren damals noch nicht vorauszusehen. Wir nahmen Anteil an der Tragik des Genies. Wir nahmen keinen Anstoß an seinen Widersprüchen, und wir fanden uns damit ab, daß seine Philosophie eine Philosophie in Aphorismen und kein System war. Er erdichtete den Übermenschen, er berauschte durch seine Sprache und hob uns auch durch seine kühnen Gedanken hoch über den Alltag.

Nietzsche selber hatte vorübergehend (vom Mai 1869 an,

mit wiederholtem Urlaub bis 1875) am Obern Gymnasium, dem Paedagogium, Unterricht in der griechischen Sprache erteilt, und die «Ehemaligen» stimmten in dem einen Punkte überein, daß er ein gepflegtes, ja sogar ein übertrieben gesuchtes Deutsch verlangte. Mit seinem «Zarathustra» aber hat er, der Unnachahmliche, uns verleitet, Pathos und Rhetorik mit Schönheit zu verwechseln, und es war nicht leicht, den Weg zur Einfachheit, zur klassischen Harmonie des Wahren und Ungekünstelten auch in Wort und Satz zurückzufinden. Als mir das Amt des Präsidiums zufiel, hatte ich wiederholt Gelegenheit, meine Ansprachen durch Gedanken des Dichters und Philosophen zu vertiefen, und auch in den Diskussionen mit Freund Jung haben wir nicht nur Schopenhauer oder den bevorzugten Eduard von Hartmann, sondern auch Nietzsche interpretiert und umstritten. Die ausgesprochene Abneigung hat Jung damals, als er nicht ungern «mit dem Hammer philosophierte», noch nicht bekundet.

Nach einem Vortrag über «Einiges aus der Physiologie», in dem Hans Burckhardt einen geschichtlichen Überblick von Galen über Vesal bis in die Neuzeit vermittelte, der mit großer Aufmerksamkeit angehört wurde, ergriff er als erster das Wort. Er wolle es in diesem Semester mit niemand verderben und darum nicht kritisieren. Er beschränkte sich auf Ergänzungen, wies hin auf den Papyrus Ebers (der damals überschätzt wurde) und auf die Veden. Seine ungewöhnliche Belesenheit bereitete ihm und uns Hochgenuß.

Im Januar 1899 entwickelte er seine «Gedanken über die Auffassung des Christentums mit Bezug auf die Lehre Albrecht Ritschls». Weil keiner wußte, daß die Probleme des christlichen Glaubens sein Innenleben von früh an beherrschten, erregte die Sicherheit, mit der er seine Behauptungen vortrug, größtes Erstaunen. Er warf Ritschl unter anderm vor, daß er sich in Widerspruch befinde mit jeder Seite des Neuen Testaments. Das «unleugbar mystische Element in der Idee der Unmittelbarkeit des religiösen Verhältnisses ist die Lebensbedingung jeder Religion». Die ausgedehnte Debatte war eine «selten fruchtbare Diskussion». So schrieb ich damals ins Protokoll. «Sie schwingt sich bald in höhere Sphä-

ren.» Es gab denn auch Mißverständnisse die Fülle, die abzuklären waren. Ein Theologe sprach Jung den Dank aus: er habe Ritschls schwache Stelle herausgefunden, nämlich das Leugnen der mystischen Elemente, während doch die Erfassung Christi auf mystischem Wege vor sich gehe. — Der Bedeutung Ritschls sind wir nicht gerecht geworden.

Es geschah fast regelmäßig, daß eine Diskussion durch Jung, der zum Angriff sprungbereit auf das «dixi» wartete, eröffnet wurde. Einmal «hielt er eine längere Rede», um darzutun, die Mathematik schärfe den Verstand nicht. «Ich verstehe nichts von Mathematik», — das war uns nicht neu. Der Mathematiker Spieß nahm ihn scharf ins Gebet: daß nur derjenige über Mathematik urteilen dürfe, der viel davon verstehe.

Ein andermal, nach einem Vortrag des Mediziners Grote über den Schlaf, wünschte er, daß auch vom Traum gesprochen werde, durch den wir eine objektive Ansicht vom Schlaf erhalten. Auf Fragen antwortete er: «Im Traum sind wir unser Wunsch, sind verschiedene acteurs zugleich . . .» Jung werde noch «als Märchenerzähler figurieren», lächelte ein Votant. Aber das war es ja, was ihn bis zum Zorn oder bis zu Beleidigungen reizte, wenn er nicht ernst genommen, nicht «verstanden» wurde. Je länger, um so mehr, verzankte er sich mit den Theologen. So wenn er die mystische Tradition oder den Wunderbegriff zur Diskussion stellte.

Unter seinem Präsidium war ich zum Burschen befördert worden. Ich rückte ihm im «Breo» räumlich näher. Aber im Sommersemester 1899 wurde er als inaktiv von den Sitzungen dispensiert. Das tat mir besonders leid, weil ich zur gleichen Zeit das Präsidium übernahm. Zu meiner Genugtuung erschien er aber doch regelmäßig und war als Votant so aktiv wie je vorher. Einmal schilderte er begeistert die schöpferische Kraft des Dichters, die unerklärlich sei. Er wies auf «seinen» «Faust» und auf «Hamlet». Oder er forschte nach den Berührungspunkten von Swedenborg und den sogenannten Kleinen Propheten. Er sprach die Befürchtung aus, daß das Leugnen der Wunder den Laien veranlasse, die Apostel als

Lügner und Halluzinanten zu betrachten. Vom Charakter sagte er: dieser ist angeboren, aber dennoch ist eine gewisse Beeinflussung möglich auf dem Wege des Intellekts. Er dachte an sich, was er war und was er zu sein begehrte. Die Zofingia gab ihm die unschätzbare Möglichkeit, aus dem Monolog seiner Träume und Gedanken zu leidenschaftlicher Debatte zu wechseln und die überhebliche Versteifung seiner Ideen immer wieder im Meinungskampf mit intelligenten Kommilitonen zu prüfen. Die «Herde» war mehr wert, als er im Moment zugestehen wollte.

Er mußte wie jeder andere Kritik hinnehmen. Es genügte nicht, Behauptungen aufzustellen. Sie mußten begründet werden. Es gab keine Ausnahmestellung. Ich erinnere mich einer scheinbar unbedeutenden Episode. Jung hatte seiner Beredsamkeit die Zügel frei gegeben und war, ohne sachliche Begründung, ausfällig geworden. Er hatte sich, einfach gesagt, gehen lassen. Nach der Verlesung des Protokolls in der nachfolgenden Sitzung protestierte er gegen einen Ausdruck, der, wie er nicht mit Unrecht behauptete, zu sehr subjektiven Charakter trug. Damals war mir das Amt des Akteurs anvertraut. Gegen Jungs Vorschlag, das Wort gegen einen nichtssagenden Begriff auszuwechseln, hatte ich nichts einzuwenden. Aber daheim setzte ich mich hin und schrieb ihm einen Brief. Sein Inhalt war eine Art Abrechnung. Ich machte ihm zum Vorwurf, daß die Diskussionen manchmal imponierend, aber doch nur unfruchtbare Dialektik seien. Er selber lasse es an Kritik, an Tadel und Vorwürfen, nicht fehlen, aber noch nie habe er uns ein Ideal vorgezeichnet, nie uns ein erstrebenswertes Ziel gezeigt. «Du hast mit allem, was Du in Diskussionen gesagt, noch keinem aus dem Wirrsal herausgeholfen . . .» Seine Weltanschauung sei durch Schopenhauer, weitgehend durch dessen Weltverachtung bestimmt. Er habe uns nichts Positives, nichts Erstrebenswertes weitergegeben. Ich berührte seine zögernde Haltung gegenüber Nietzsche. Mein Verhältnis zu diesem Philosophen umschrieb ich durch Zitate aus «Zarathustra». Ich schloß mit der Aufforderung: «Zeig uns Du einmal etwas Ideales. Wir wollen dran glauben. Diskussionen nur um des Diskutierens

willen sind sinnlos.» — Es war ein unbeholfener Brief, typisches Zeichen einer im Grunde genommen rein materialistischen schläfrigen Zeit, die uns Jungen offenbar nichts zu bieten hatte, das uns innerlich bereichert hätte. Wir erlebten ja dann auch die Katastrophe.

Nur fragmentarisch sind die Äußerungen aus dem Protokoll, niemand wird sie unüberlegt ausnützen dürfen. Aber sie besitzen den Vorzug der «ersten Hand». Die Zofingia war für ihn eine Hohe Schule freien Denkens mit dem Ziel, einander menschlich nahe zu kommen, sich selbst zu verstehen. Er mußte Rede und Antwort stehen, wenn er sich zu gewagten Behauptungen hinreißen ließ oder den Standort wechselte, so zum Beispiel nach dem Vortrag des religiös-sozialen Theologen Lic. Lichtenhan über Theologie und Religion. Dem Referat folgte eine geradezu stürmische Diskussion, ein geschlossener Angriff auf die Thesen, die Schlußsätze. Jung war wieder der erste, der zum Wort griff. Er vertrat einen naturwissenschaftlichen Standpunkt, von dem aus man gewohnt sei, nur mit klaren, festumgrenzten Begriffen zu operieren. Der Theologe gehe aus von gewissen Axiomen, so z. B. daß es einen erfahrbaren Gott gebe. Eigene Erfahrungen von Gott habe ER noch nie gehabt (! man vergleiche damit seine Erinnerungen in der Autobiographie). Die religiösen Erfahrungen anderer seien oft, gerade bei religiös lebendigen Naturen, höchst sonderbar, da dieselben oft begleitet seien von erotischen Regungen (Mystiker), so daß die moderne Psychiatrie geneigt sei, ein inniges Verhältnis zwischen Religion und Geschlechtstrieb anzunehmen. Der Einwand, daß dies zwar krankhaft sei, andererseits aber doch ganz normale Menschen von Erfahrungen Gottes reden, beweis nichts, da diese vermeintlich objektiven Einwirkungen Gottes ebensogut aus der Tätigkeit des eigenen Unbewußten entspringen können. — Begreiflich das Staunen seiner Zuhörer! Gegen Häberlin, den spätern Professor der Philosophie, verteidigte er sich, indem er die Auffassung von einem «guten Gott» als einen Widerspruch bezeichnete. «Wie vereint es sich mit einem guten Gott z. B., daß etwa ein Melancholiker,

der mit Gott in Verkehr zu stehen glaubt, geisteskrank wird? Wie soll man es sich erklären, daß soviele Menschen keinen Gott haben? Gott muß doch beständig wirken; so verlangt es das naturwissenschaftliche Denken. Ferner ist es gar nicht wahr, daß es sich in unserer Kultur um das Gute handelt. Die Macht entscheidet alles.» Von Bernoulli mußte er sich sagen lassen, daß die Naturwissenschaften für den Gottesglauben kein Hindernis darstellen, und von theologischer Seite wurde ihm entgegengehalten, daß er seine Ansichten geändert habe. Und nun die Antwort Jungs: daß er früher viel positivere Ansichten gehabt habe, jetzt aber eben davon abgekommen sei. Der Mathematiker Spieß brach eine Lanze für die sogenannten Atheisten, denen die hohen, d. h. religiösen Gefühle nicht ohne weiteres abzusprechen seien. Weitere Votanten lehnten die «Forderung einer absoluten Religion ab, da es sich hier nicht um beweisbare oder widerlegbare, sondern um subjektive Überzeugungen handelt». Ein Votum des Calvinforschers Rudolf Schwarz (über die objektive Einwirkung Gottes) kam zu spät, um noch diskutiert zu werden. Man hatte sich derart in die Diskussion verbissen, daß ein erster Antrag auf Ende-Feuer, weil sonst für den zweiten Akt keine Zeit mehr bleibe, glatt abgelehnt, erst in einem zweiten Anlauf angenommen wurde. Der Sieger im Kampf war Lichtenhan, dessen Thesen, die eine ungeahnte Opposition herausgefordert hatten, den Sturm überstehen und sogar Zustimmung erreichen konnten.

Es war das letzte Mal, daß Jung in solchem Kreuzfeuer gestanden. Nach dem Staatsexamen verließ er Basel.

Niemand wird die Diskussionen, die mit jugendlicher Überzeugungskraft geführt wurden, in ihrem Inhalt überschätzen. Aber sie lassen erkennen, welcher Art der Nährboden gewesen ist, der ursprüngliche geistige Nährboden Jungs. Dessen blieb er selber sich auch bewußt. Alle Probleme, die seinen Geist dauernd in Bewegung hielten, sind in diesen frühen Auseinandersetzungen schon vorhanden.

Für Basel, so behauptete er, habe er zeitlebens «ein schmerzliches *faible*» gehabt. Und doch sei es ihm unmöglich gewesen, in die Vaterstadt zurückzukehren: «Denn in

Basel war ich ein für allemal abgestempelt als Sohn des Pfarrers Paul Jung und meines Großvaters, des Professors Karl Gustav Jung.» Er spürte zudem empfindlich den Druck der Tradition.

Vielleicht hat nichts seine innere Verbundenheit mit Basel so sehr bestimmt wie die Gemeinschaft in der Zofingia. Hier ließ man ihn gelten, gerade im Widerstreit der Meinungen. Hier wurde geschätzt, was er an Ideen und geistigem Leben entwickelte und mit Leidenschaft verfocht. Und hier durfte er beides sein: der Gebende und der Beschenkte. Hier hatte er Zuhörer, die ihm ebenbürtig waren und mit denen die Klinge zu kreuzen eine Freude war. Er war nicht einsam, war nicht isoliert, und davon, daß ihm ganz allgemein mit «Spott und Unglauben» oder gar mit Ängstlichkeit begegnet wurde, kann gar keine Rede sein. Sakrosankt freilich war keine Lehrmeinung, wohl aber das Recht der Zustimmung oder Ablehnung und des freien Wortes. Gerade darum darf sein Geständnis, mit dem er sich an Basel erinnert, in ganz besonderem Maße bezogen werden auf seine Gemeinschaft in der Zofingia: «In geistiger Beziehung schien mir die Atmosphäre in Basel unübertrefflich und von einer beneidenswerten Welt-offenheit.» In Erinnerung an den Zofinger Verein schrieb er jene Worte nieder: «Alles war geistig belebt, und es war auch eine Zeit der Freundschaften.» Darum denkt er an die Studentenzeit in froher Empfindung. «Es war eine schöne Zeit.»